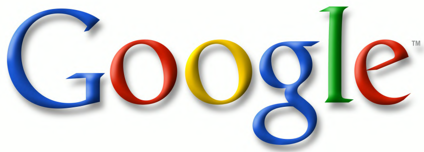
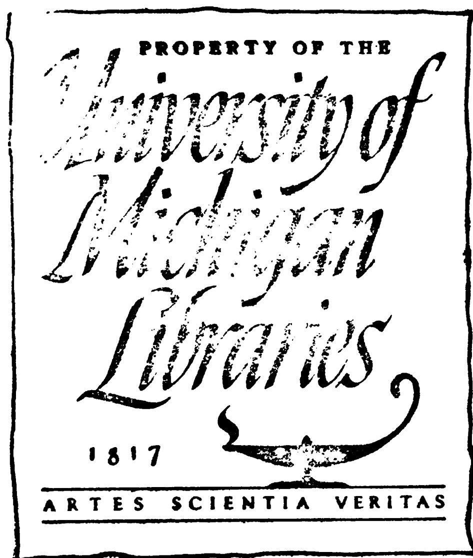
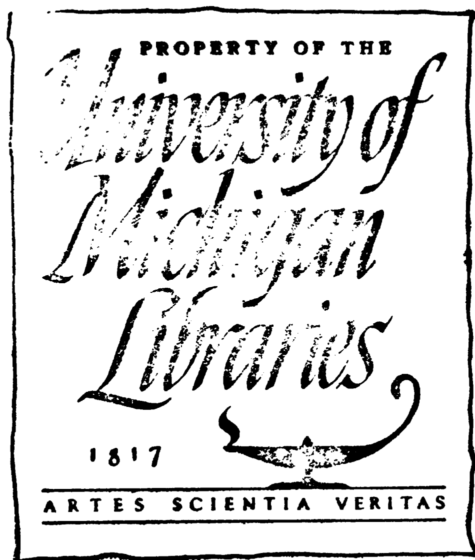

Google


PROPERTY OF THE
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS


PROPERTY OF THE
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Welt und Leben-Bücher
Band 2

König Mooseder

Der Montanusverlag zu Siegen
1918

18

Welt und Leben-Bücher
Band 2

König Mooseder

Roman

von

Georg Hirschfeld



Erstes bis viertes Tausend

Der Montanusverlag zu Siegen
1918

Druck von Otto Thiele, Buch- u. Kunstdruckerei, Halle-Saale.

I.

Die Mooseders waren einst Bauern gewesen und blieben starke, nach Erfolg strebende Menschen. Vor zweihundert Jahren hatte ein Ahnherr des gegenwärtigen Besitzers den Einfall gehabt, auf seinem kleinen Anwesen ein Mühlwerk anzulegen. An dem Hause zog der Fluß vorbei, der seine reißende Kraft aus einer Alpenschlucht heruntergetragen. Kaspar Mooseder hatte den Nutzen des Wassers erkannt und durch primitive Mechanik Mahlsteine in Bewegung gesetzt. Bald hatte er nicht nur das eigene, sondern auch fremdes Korn zu mahlen. Man wurde der unzuverlässigen Windmühlen überdrüssig. So war schon Kaspar Mooseder, der als der „Mühlenkaspar" in die Sage übergegangen, ein wohlhabender Mann geworden. Durch ein Jahrhundert blieben seine Nachkommen in dem

bescheidenen Nutzen seines Fleißes, ohne eigentliche Besitzerweiterung. Ein festes Vertrauensverhältnis bildete sich zwischen den Dörfern des Bezirks und der Mühle. Die Mooseders wurden gleichsam göttlich eingesetzte Mittler zwischen Arbeit und Ertrag. Für Generationen war es ein selbstverständlicher Weg, das Korn aus dem Stadel in die Mühle zu fahren, die immer wußte, was das Land getragen, die alles kaufte und, in Mehl verwandelt, dem Bäcker weitergab.

Das dauerte bis in die Franzosenzeit hinein. Ihr fiel die Mooseder-Mühle zum Opfer. Nachdem der Feind das Städtchen besetzt hatte, rückte er durch den Wald gegen die Mühle vor. Napoleons Soldaten witterten in den stattlichen Gebäuden reichen Proviant. Als der Müller wider Erwarten nicht mit dem Schlüssel entgegenkommen wollte, ließ der Oberst die Mühle stürmen. Leicht wurde es den Franzosen nicht gemacht. Aus den Fenstern schossen Gabriel Mooseder, der damalige Besitzer, und Josefa, sein Weib. Ihre Jagdbüchsen streck-

ten so manchen Grenadier nieder. Die Sensen der Knechte starrten den Stürmern wie Bajonette entgegen. Dafür mußten aber die tapferen Verteidiger alle ihr Leben lassen. Auch die Weiber wurden nicht geschont. Aus der Mühle machte man einen Schutthaufen. Bis in die Grundmauern brannten die Franzosen sie nieder. Schwarze Vernichtung lag über der blühenden Arbeit. Erschüttert starrten die Bauern auf die jähe Brandstätte. Das Symbol ihres Elends packte sie tiefer, als ihr Elend selbst.

Aber auch die Franzosenzeit ging vorüber. Der Welteroberer stürzte — deutscher Fleiß stand wieder auf. Aus Nürnberg kam Hieronymus Mooseder, des toten Müllers Bruder. Der war ein wacher Kopf aus bäuerischer und städtischer Mischung. Sein Bruder Gabriel hätte ihn nicht heimgerufen. Der kluge Geschäftsmann packte die Neuzeit mit fester Hand. Er baute die Mühle wieder auf. Das war im Jahre 1815. Der neue Müller hatte den Zauber der Persönlichkeit. Alle Schwachen und Zagenden schienen auf ihn gewartet zu

haben. Jetzt griff der Machtbezirk auch auf Grafenreuth, die Bezirksstadt, über. Am Kriege war das Idyll der bürgerlichen Zünfte zerschellt. Die Spekulation mit Bauten und Boden begann, der Friede gründete schnellen, aber zweifelhaften Wohlstand. Während der Bürger flink heraufrückte, sank der Bauer oft zum Tagelöhner herab. In dem Gewirr dieser Wandlung blieben als Felsen nur die Mooseders stehen. Hieronymus und seine Nachkommen machten sich dem Lande doppelt unentbehrlich. Ohne Ausnahme wurde das Korn des ganzen Bezirks in die Mühle gefahren, städtische Technik verbesserte ländliche Unbeholfenheit, der Abnehmer war nicht mehr der Bäcker, sondern der Staat. Bald wuchs auch das Moosedersche Grundstück. Im Laufe der Jahrzehnte wurden immer größere und schönere Gebäude errichtet. Vorbildliche Viehzucht füllte die weiten Ställe. Viele Tagwerke Acker lieferten der Mühle eigenes Korn.

Die Mooseders selbst blieben sich äußerlich gleich. Trotz ihrer fast städtischen Klei-

dung waren sie bäuerische, wetterharte, nach Erfolg strebende Menschen. Aber auch ihr sittliches Leben blieb fern von moderner Heuchelei. Ihre Frömmigkeit, aus menschlichem Daseinskampf geboren, war unzweifelhaft. Bauernweisheit gab ihnen die Erkenntnis, nie die Wurzel aus dem Boden zu ziehen, nie mit einem höheren Mischmasch zu liebäugeln. Nur aus dem eigenen Bezirk holten sie ihre Frauen. Ihre Kinder, die es wie Adelssprößlinge haben konnten, wuchsen als richtige Dorfpflanzen auf. Später freilich herrschte das Familiengesetz. Erbe und Herr der Mühle wurde nur der älteste Sohn. Zur Auflehnung kam es nie. Der „Kronprinz" kehrte stets in seinen Königsberuf ein. Der Nachgeborene genoß die Vorteile des Vaterhauses, so lange es möglich war — dann zog er in unbekannte Ferne. Drei Geistliche, vier Gelehrte und zwei Künstler wurden in der Familienchronik geführt. Die Töchter ließ man nur mit stattlicher Mitgift hinaus; ihre ehelichen Verbindungen hatten stets auch den geschäftlichen zu dienen. —

Als Georg Mooseder, der jüngste Besitzer, um das Jahr 1900 die Mühle übernommen und zugleich eine junge Frau in sie eingeführt hatte, waren zwei neue Elemente in das Reich der Vorfahren gedrungen. Zunächst war Georg der erste „Studierte"; er hatte die landwirtschaftliche Hochschule besucht. Dann brachte er die erste Frau mit, die nicht aus der Heimat stammte. Gertrud Gstättner war eine Frankin, aus Pappenheim. Die eine Neuerung hatte die andere gezeitigt. In der Großstadt war Georg so manchem Mädchen aus dem Reich begegnet. Das schönste hatte er sich mitgenommen.

Sein alter Vater zürnte ihm wegen des Abweges. Er hatte der Neuzeit das Opfer gebracht, seinen Erben zum Studieren zu schicken. Daß diesem damit auch das Recht gegeben sei, sein persönliches Leben neu zu gestalten, sah der Müller nicht ein. So starb er in Unfrieden mit Georg. Der Einzug der Jugend wurde tief getrübt. Aber auch aus eigener Brust konnte der junge Herr der Mühle den Kampf nicht bannen. Zum

erstenmal waren diese wachen Bauernaugen verschleiert gewesen. Während ihn das Äußere seiner Frau noch entzückte, dämmerte es Georg, daß er mit dem Inneren nicht leben konnte. Sorgsam verbarg er diese Erschütterung vor der Welt. So gab es eine Ehe voll heimlicher Qualen und Kämpfe. Zum erstenmal auch wuchsen seltsame, anders geartete Kinder in der Mühle auf. Sie hatten die hellen Augen des Vaters und das schwarze, straffe Haar der Mutter. Aber sie wirkten wie von sich selbst bedrückt. Etwas Lähmendes schien ihren Adern beigemischt zu sein. Die beiden Mädchen liebten ein abgekehrtes, träumerisches Puppenspiel. Der ältere Bub ließ nichts Gedrucktes, das ihm in die Hände fiel, ungelesen. Der jüngere hockte meist in der Sonne und sah den Schweinen zu.

Georg Mooseder bemerkte das alles, aber die Starrheit der Überlieferung setzte auch bei ihm ein. Er kümmerte sich nicht um seine Kinder. Er kümmerte sich auch nicht mehr um sein Weib. Er begrub, was ihn enttäuscht hatte. Die große Komödie

seines Lebens begann. Um den Preis der Veräußerlichung des Innersten zeigte er Stolz auf seine Familie. Trudl war ja freilich die stattlichste Wirtin der Mühle bisher. Obwohl es Georg demütigte, ließ er ihr den Willen, im Erdgeschoß des Stammhauses eine Gastwirtschaft einzurichten. Dergleichen hätten die Moosederß bisher weit von sich gewiesen. Gertrud aber war die Tochter eines Pappenheimer Weinwirtes. Das Blut ihres Vaters trieb sie, von ihrem Manne zu fordern, was wenig Nutzen, aber viel lustige Abwechselung bot. So entwickelte sich in dem einförmigen Arbeitsleben der Mühle eine Art Börse des ganzen Bezirks. Vieh- und Getreidehändler, Bauern und Künstler saßen an den Tischen der Gaststube. Zither wurde gespielt, und eine Trompete war vorhanden. Georg Mooseder saß immer nur eine Weile in der lauten Stube. Wenn seine Frau besonders glücklich auflachte, ging er mit dunkler Miene hinaus. —

Ein feierlicher Abendschimmer lag auf den Dächern und Feldern. Die Sonne stand

schon tief; bald mußte es Feierabend läuten. Noch surrte und rauschte das Mühlwerk. Sauber, wie gelbe Butter, lagen vor der Holzsäge Bretter aufgeschichtet. Fünf Lastautomobile, mit Mehlsäcken beladen, harrten der Ausfahrt. Seinem großen Betriebe näherte Georg Mooseder sich nicht. Da war alles in Ordnung, die sollten nur ohne ihn Feierabend machen. Aber verträumt blieb er wieder vor der Tür des Stammhauses stehen. Er las, was er schon als kleiner Bub gelesen hatte: die uralte Inschrift oben im geschnitzten Rahmen. „Diese Mühle ward A. D. 1715 durch Kaspar Mooseder von Possenried gegründet. A. D. 1810 ward sie von den Frantzosen gestürmet und niedergebrennet. A. D. 1815 hat Hieronymus Mooseder von Nürenberg sie wieder aufgebauet. Ehre den Ahnen. Segen den Nachkommen."

Nichts liebte Georg so auf seinem weiten Besitz, wie diese Inschrift. Er reckte sich immer in dunklem Stolz, wenn er sie las. Die kurzen Zeilen erzählten ihm eine

ganze gewaltige Chronik. „Gestorben, auferstanden!“ — so tönte es in ihm.

Er wandte sich ab. Da sah er, daß Herr Anton Purtscheller aus Grafenreuth wieder einmal auf seinen Hof gekommen war. Diesmal nahm sich der Kunstmaler das Geflügelvolk, das in der Abendsonne Körner pickte, vor. Die Besuche des klugen Sachsen waren Georg immer willkommen. Grüßend trat er an ihn heran. Purtscheller, der in einem abgenutzten Radfahreranzug aus braunem Sammet steckte, schwang seinen farblosen Hut: „Scheenen guten Abend, Keenig Moosäder! Sie erlauben wohl! Ich bin schon wieder mal da, Majestät! Ihre Truthähne sind nu mal meine ganze Wonne!“

Georg lächelte. Wieviel Dinge auf seinem Anwesen hatte Purtscheller nicht schon als seine „ganze Wonne“ erklärt. Aber diese Begeisterung tat ihm wohl. Arbeitsmenschen seiner Art hatten keine Zeit zu dergleichen — die mußten nur immer die Sache vorwärtsbringen. Die Verbindung von Purtschellers Leben mit dem seinigen stellte er zuweilen durch den Ankauf

von Bildern her. Was bezahlt war, bewies ihm Existenzberechtigung. Er besaß die besten Studien Purtschellers. Doch ebenso lieb waren ihm auch die Gespräche mit dem lebensfrohen, tapfer ums Dasein kämpfenden Künstler.

„Nu sähn Se bloß, sähn Se bloß, Herr Moosäder — das is doch die reine Märchenpracht! Der Aladin hat in der Heele Xaxa nichts Scheeneres finden können! So'n Truthahn! Wenn die Biester bloß mal 'n bißchen stille halten wollten! Aber die Bewägung — darauf kommt es an!"

Purtscheller zeichnete weiter. Georg folgte seinem Stift. Einen Augenblick schien es ihm, als ob die schwarzen Kohlenlinien von den Farben des Truthahns schimmerten. Langsam wandte er sich wieder dem Hause zu. Da legte der Maler sein Handwerkszeug fort und folgte ihm. „Sie läsen wohl wieder mal die Inschrift iber Ihrer Tir? Ja, das verstäh' ich! Lieber Gott, da hat Sancta Simplicitas das ganze Menschenläben zusammengerittelt!"

Georg sah den Maler überrascht an. War das nicht eben auch sein Gefühl gewesen?

„Wie ich Sie da äben stähen sah, mußte ich an Schiller denken! Kennen Sie den ‚Ring des Polikrates‘? Auf Ihres Daches Zinnen standen Sie ja nich, aber alles is Ihnen untertänig, und wenn S i e nich glicklich sind, Keenig Moosäder . . .!

Georg unterbrach den Maler: „Warum nennen Sie mich immer so?“

Purtscheller lachte. „So nennt Sie doch hier jedes Kind! Das wissen Sie doch! Ibrigens, vor der Getter Neide braucht Ihnen nich zu bangen! Wär Sie beneidet — da hinterm Walde mein' ich — das sind wahrhaftig keene Getter!“

Jetzt lachte auch der Müller. „Die Schuster und die Metzger von Grafenreuth!“

„Nu sähn Se! Sie haben also ooch das Gefihl: an mich kann keener ran!“

Georg wurde wieder ernst. „Das Gefühl wär' sündhaft, Herr Purtscheller. Wir hängen alle von unserm Herrgott ab.“

Anton Purtscheller hängte seinen Malkasten über die Schulter. „Und unser Herrgott hängt schließlich von uns ab!“ Nach diesen Worten stieg er aufs Rad und fuhr in den Wald hinein. Mit den schweren, bedächtigen Schritten seiner Vorfahren ging Georg über den Hof. Da wurde er aufgeschreckt. Die Tür, deren Klinke er schon hielt, wurde von innen geöffnet, und in heißem Leben stand sein Weib vor ihm: „Wo bleibst denn, Schorschl? Heut' san's fad bei mir da drin! Sie reden immerfort von die Japanesen und die Russen! Ja, was kümmert denn das uns? Wir haben doch keinen Krieg?“

Georg betrachtete sein Weib mit entrückten Augen. Dann nickte er nur und folgte ihr ins Gastzimmer.



II.

Die Jahre, die seine Kinder heranwachsen ließen, bedeuteten auch für Georg ein Reifen, trotz frostigen Herbstnächten. Er schlug seinen alten Zwiespalt in den Bann der Gewohnheit. Trudl war nicht das Weib seiner Sehnsucht, aber sie erniedrigte ihn auch nicht. Die Wirtstochter aus Pappenheim wahrte den guten Ruf der Mooseder-Frauen. Er konnte sich mit ihr sehen lassen.

Als Kaspar, Georgs ältester Sohn, ein weit entwickelter Knabe von vierzehn Jahren war, begann der Vater ihn heimlich zu beobachten. Das war nun sein Erbe, der, wie er selbst einst, seinen jüngeren Bruder aus der Mühle treiben würde. Aber Kaspar war jetzt schon anders, als Georg gewesen. Er wußte, daß er der reichste Mann des Bezirkes werden sollte, aber er schien nur

mit demütiger Angst daran zu denken. Seine Hoffnung war von der seiner Vorfahren völlig verschieden. Er kämpfte um Gott. Der fleißigste Kirchgänger der Familie war Kaspar. Trotzdem wirkte er nicht schwächlich. Sein blasses Gesicht erzählte von zerwühlenden Gewissenskämpfen.

Eines Abends trat sein Vater auf ihn zu: „Magst die Mühl' net erben, Kaspar? Dann sag's beizeiten!"

Erschüttert starrte der Knabe ihn an: „Aber warum denn, Vater?"

„Sag's nur grad' heraus — die Bücher sind dir lieber, als alles, was die Mühl' schafft!"

„Das wär' ja sündhaft, Vater. Ich kenn' doch meine Pflicht!"

Georg lachte halb bitter, halb gerührt: „Na, genötigt wird keiner! Du schleichst dich so herum, als ob ich dich eingesperrt hätt'! Ich sperr' keinen Menschen ein! Wenn du was andres vorhast, sag's beizeiten!"

„Was andres?"

„Ja, was willst denn lieber werden?"

Kaspar versuchte dem Vater zu antworten, aber es war ihm nicht möglich. Er lief davon. Abends fand Georg einen Zettel auf seinem Bett mit den Worten: „Lieber Vater, weil du mich gefragt hast — lieber tät' ich schon ein geistlicher Herr werden. Aber ich gehorche dir." Mit zornigem Lachen zerknüllte Georg das Papier. „Der Pfaff'! Ein schöner Müller wär' das!"

Doch auch wenn Georg seinen zweiten Sohn, den Zacharias, beobachtete, wurde ihm nicht wohler. Zacherl hatte einen runden, trägen Schädel mit dem pfiffigen Vorteilslächeln der fränkischen Bauern. So waren viele Buben in Trudls Heimat. Er aß und trank mit Vorliebe — er überlegte nur, wie er die Schule schwänzen konnte. Nein, der Zacherl gehörte sicherlich zu denen, die getrost aus der Mühle in die Welt wandern konnten. Da war noch eher auf Juli und Kati, die beiden Mädchen, zu hoffen. Feine Gesichter hatten die, mit großen, verschleierten Augen. Am Ende sprang einmal ein Schwiegersohn als Erbe ein.

Gut wurde es Georg auch bei dieser Aussicht nicht. Sollte er der erste sein, der die Mühle in fremde Hände kommen ließ? Er wehrte sich gegen die Unsicherheit der Zukunft. Da er keinen anderen Ausweg fand, betäubte er sich durch Arbeit.

Am freiesten fühlte er sich noch bei seiner Schwester Zenta Aigner. Die wohnte in Possenried, einem Dorf, das der Mühle benachbart war. Hier bewirtschaftete sie den kleinen Hof Peter Aigners, der sie vor Jahren schon als Witwe zurückgelassen hatte. Zenta war einige Jahre älter als Georg. Sie hatte zwei erwachsene Söhne. Beide hatten eben die Militärzeit hinter sich und halfen der Mutter, das väterliche Anwesen vorwärts zu bringen. Mit stillem Neid beobachtete Georg, wenn er bei seiner Schwester war, die starken Jünglinge. Da war alles so sauber und selbstverständlich — nichts von dürrem Pflichtgerede, nichts von Faulheit und Gier. Aber Georg war ja der mächtige König Mooseder — er durfte sich solche Empfindung nicht merken lassen. Auch war es nur ein harmloser Neid, den er bei

Zenta empfand. Er wünschte der Schwester alles Gute.

Auf dem geblümten Sofa saß er bei ihr, und eine dicke Tasse Kaffee stand vor ihm. In wohliger Ruhe hörte er die Aignerin reden und brockte sich Semmel in das braune Getränk.

Heute aber kam sie mit einem Thema, das er nicht liebte: „Is denn wirklich wahr, Schorschl, daß mir bald Krieg haben?"

Röte stieg in sein straffes Gesicht. Indem er die Hacken der Schaftstiefel aufstemmte, starrte er in das duftende Getränk. „Ah, was, laß' mir mei' Ruh! Ich weiß nix! Da schwatzen die Leut' in einem fort! Ich geh' schon nimmer in die Gaststuben! Da ratscht der Jud' und da ratscht der Förster! Immer das gleiche! Ich will nix wissen! Bei uns jedenfalls — da gibt's keinen Krieg net!"

„Du brauchst dich doch net davor zu fürchten, Schorschl? Deine zwei Buben sein doch noch net aso weit? Aber ich! Ich sag' dir's, das druckt mir schon lang aufs Herz!

Ich hab' keine ruhige Stund' mehr! Wenn ich meine zwei Buben hergeben müßt' ...!"

„Warum net gar! Was is denn bisher g'schehn? Nix is g'schehn!"

„Na, na! Aber die Oesterreicher und die Serben! Da sein mir doch im Bündnis?"

„Ah was! Z'wegen dem! Da brauchst du noch lang net auf deine Buben zu schaun! Der Ruff' geht net gegen uns, und was der Franzos is, der weiß, daß er wieder Schläg' kriegt! Uns geht's nix an! Da sollten's lieber auf die kleinen Sachen schaun hier zu Land, als übers Große zu ratschen! Sei du froh, daß deine zwei Buben hast — ich hab's net!"

„Du? Wie meinst'n das, Schorschl?"

„Na, bei mir daheim, da schaun's auf dies und jen's, aber net auf den Vater! Mich heißen's den König Mooseder, aber mir wär's oft lieber, im Vertrauen gesagt, wenn ich statt vierhundert Tagwerk' eins hätt'!"

Zenta lächelte ungläubig. „Da wär' dir am End' mein Hof grad' recht?"

„Ja, Zenta! Wir zwei! Aber du bist meine Schwester! S'is halt so, wie's is! Da läßt sich nix ändern!"

Georg nahm seinen Hut und ging. Zenta sah ihm kopfschüttelnd nach. Wie merkwürdig bedrückt war der Glückliche, der Reiche.



III.

In der Mühle schlief schon alles. Warm und mondhell leuchtete die erste Augustnacht des Jahres 1914. Georg lag träumend neben seinem Weibe. Mit einem sonderbaren Gedanken war er eingeschlafen: „Wieviel Zeit hat man noch im Jahre 1914?" Seine Müdigkeit hatte ihm das Kalenderexempel nicht ausrechnen lassen. Wie war er darauf gekommen? Er traute 1914 keinen Krieg zu. Aber auch aus alten, abergläubischen Vorstellungen, die dem Zahlenkreise angehörten, hatte Georg diesen Unglauben. 1917 erschien ihm weit gefährlicher. Doch bis dahin — lieber Himmel! Er starrte einschlummernd in ein purpurnes Dunkel. 1917 lebte man vielleicht nicht mehr. Das berührte die Wunde in Georgs Daseinsmark. Kraftstrotzend, glaubte er doch nicht an Zukunft. Niemand wußte, wie einsam König Mooseder war. Jetzt streckte er sich auf

seinem Bett, wie ein armes, müdegeprügeltes Kind. Er schlief mit offenem Munde, einem Toten ähnlich. Trudl neben ihm machte oft zornige Bewegungen — das war jede Nacht so. Georg stöhnte im Schlaf — er störte sie. Aber sie schnarchte selbst bald um so lauter, und die Mühle hätte in Flammen stehen müssen, um sie aufzuwecken.

Dennoch kam in dieser Nacht ein Weckruf, fremd und unerhört. Als der Uhrzeiger zur Zehn hinkroch, pochte es an der Schlafstubentür des Ehepaars mit der überzeugten Rücksichtslosigkeit, die man nur auf dem Lande kennt. Das erstemal nützte es freilich nichts. So wurde zum zweiten- und drittenmal gepocht. Lauter, hartnäckiger. Georg fuhr auf. Er tat es mit lautem Schrei, der aus einem jäh zerrissenen Traum entsprang. „Jakob!" schrie er. Er hatte geträumt, daß sein Bruder aus Amerika plötzlich zurückgekehrt sei. Sein jüngerer Bruder, der die Mühle nicht geerbt hatte. Eine Forderung in der Hand, trat er zur Tür herein, eine Forderung — sie stand auf blutrotem Papier. Trotz und Angst brannten in

den Augen des Müllers. Dann aber besann er sich. Das war ja Leonhard, sein Großknecht. Ritt ihn der Teufel? Was wollte er mitten in der Nacht? „Bazi, elendiger, ich schmeiß' dich 'naus!" schrie Georg. „Kannst dein Kalb net allein aus der Kuh holen?"

Der Großknecht lächelte. Schadenfreude lag auf seinem roten Gesicht, als wollte er sagen: Wirst schon noch munter werden! Dann begann er: „'s Kaibi scho! Aber 's wird halt mobil g'macht, Herr Mooseder!"

Georg warf den Zipfel seiner Nachtmütze zurück und sprang aus dem Bett: „Was sagst?!"

„Mobil wird g'macht! Der Magistratsdiener von Grafenreuth is grad' kommen! Krieg hamma mit Rußland und mit Frankreich! Morgen in aller Früh müss' ma 'naus!"

Georg zog die Hose verkehrt an, Georg kam falsch in den Kittel. Er stöhnte und fluchte, aber Trudl regte sich nicht. Dann lief der Müller seinem Großknecht nach, ins Freie. Draußen sammelten sich Arbeiter und Gesinde und warteten auf ihren

Herrn. Der Magistratsdiener von Grafenreuth verlas mit seiner Schnapsstimme nochmals den Mobilmachungsbefehl. Sternscharen blitzten im Himmelsdunkel — der weite Hof und die Gebäude lagen in geheimnisvollem Schimmer.

Georg beherrschte sich allmählich. Also doch! Nun gut — das Schicksal sollte ihn nicht überrennen. Während der Magistratsdiener las, sah der Müller zu der Inschrift empor, die über seiner Haustür stand: „1810 ward sie von den Frantzosen gestürmet und niedergebrennet. 1815 hat Hieronymus Mooseder von Nürenberg sie wieder aufgebauet. Ehre den Ahnen. Segen den Nachkommen." Es zog wie fernes Grüßen durch seinen Kopf — dann kam die Frage hinterdrein: Was wird 1915 sein? —

Plötzlich merkte er, daß die Vorlesung des Magistratsdieners zu Ende war. Die Schar seiner Leute wartete auf eine Ansprache. Die sollte ihnen in diesem Augenblick Halt und Hoffnung geben. Da hatte Georg eine Eingebung, die jede Enttäuschung in Begeisterung wandelte. Er hielt keine

Rede, sondern ging von Mann zu Mann und schüttelte die harten Arbeitshände. Abgerissene Laute murmelte er dabei — Tränen standen ihm in den Augen. Das hatte man von König Mooseder nie gesehen. „Ja, Kinder! Jetzt geht's halt los! Aber mir haun sie schon zusammen! Die Franzosen und die Russen und die Serben und wer sonst noch da is! S'is ja net das erstemal!"

Das war das erlösende Wort. Man lachte, man jubelte, man schrie durcheinander. Niemand achtete auf die Weiber, die stumm und bleich, mit geröteten Augen, hinter den Männern standen.

„Wer muß denn 'naus? Sagt's einmal alle! Was bist denn du? Und wann trifft's dich?" Rasch, wie im Fieber, fragte es der Müller. Sie antworteten. Er erfuhr es jetzt schon: zwei Drittel seines Gesindes gingen an den fünf Mobilmachungstagen fort. Was sollte daraus werden? Aber Georg begriff schon das eherne Gesetz des Vaterlandes: Ausnahmen gab es nicht! ——

Sie schienen ja auch alle die Heimat mit wilder Lust verlassen zu wollen. Wohin er

blickte, sah er Freude an dem gewaltigen Abenteuer. Nur wußte noch niemand, wie er sie auslassen sollte. Man lief durcheinander, man gab sich die Hände, man pufften sich kichernd herum. Höchstens ein unterdrückter Juchzer wurde laut. Zu reden wagte keiner. Da kam plötzlich aus einem unbeachteten Winkel des Hofes die Erlösung. Worüber man sonst wohl laut gelacht hätte, jetzt wirkte es auf alle heilig ernst: ein bißchen höher als die Menge, auf einer zugedeckten Regentonne stand der Kunstmaler Anton Purtscheller. Georg bemerkte ihn, und es wurde ihm heiß ums Herz. War der schon aus Grafenreuth herübergekommen? Er gehörte also wirklich zu ihm. König Mooseder grüßte er mit jenem Pathos, das echt war. Dann schwenkte er sein farbloses Hütchen und setzte mit heller Sachsenstimme ein: „Deitschland, Deitschland iber ahles! Iber ahles in der Welt!" Das war das Richtige. Alle sangen wie mit einer Stimme das deutsche Lied. Auch Georg sang es mit. Im Singen nickte er Anton Purtscheller zu.

Plötzlich aber packte ihn eine rauhe Hand. Böse fuhr Georg zu dem Angreifer herum. Trudl stand vor ihm. Er sah, daß sie sich fürchtete. Ihre Schwäche war ihm kostbar. Jetzt galt ja nur noch der Mann! Da legte er den Arm um sie: „Na, was magst denn, Trudl? Hast noch Schlaf, net wahr?"

Es flimmerte in ihren Augen — dann erwiderte sie: „Na, na! Ich bin schon wach! Aber sag mir's doch um Christi willen, Mann: Mußt du auch mit?!"

„Ich?"

„Der Magistratsdiener hat mir's grad erzählt!"

„Der Depp! Ich möcht' schon! Aber mit 47 Jahr? Nein, Trudl! Die alten Kracher schicken's heim!"

„Du möcht'st —?"

„Ja, freilich! Aber die Mühl' — ich kann doch net von der Mühl' fort!"

„An mich und an die Kinder denkst nimmer?"

„Ich sag' dir's ja, Trudl, wegen eurer bleib' ich! Aber jetzt is' genug davon! Daran

will ich jetzt net denken! Wenn mich mein Vaterland braucht —"

„Ah, was! Dein Vaterland! Das wird dich schon anders brauchen! Wirst's schon erleben. Paß amal auf, du! Die lassen dich schon net mit'n Jagdstutzen auf die Kriegsgaudi gehn!"

„Was sagst? Du das verbitt' ich mir! Sei jetzt stad und geh' ins Haus!"

„Ich? Bist wohl narrisch? Ich geh', wann ich Lust hab'!"

„Sollen wir den Leuten da einen Streit zeigen? In dieser Stund'? Ich dank' schön! Führ' dich Gott! Ich geh' meiner Wege!" —

Bei Morgengrauen trieb es Georg schon nach Possenried hinüber. Jetzt sorgte er sich um Zenta. Er wollte wissen, ob die Aigner-Buben wirklich einrücken mußten. Er kam gerade dazu, als sie ihre kleinen Koffer packten, die sie schon in den Münchener Dienstjahren gehabt. Gelassen legten ihre großen Arbeitshände Stück für Stück in den engen Raum. Es schien ihnen nur von heute auf morgen zu gehen, aus Erwartung

in Erfüllung. Ihre Mutter weinte nicht — Georg hatte sich davor gefürchtet und sah sie nun zu seiner freudigen Überraschung gefaßt. Aber wenn er näher hinschaute, war das ganze Menschenwesen doch nur betende Mutterangst. Sie sah nicht auf, um Georgs Augen nicht zu begegnen. Dann, als alles fertig war, wandte sie sich rasch zu ihm: „Hab' mir's gleich g'denkt, Schorschl! Am ersten Tag schon müssen's fort! Aber 's is besser am End', als am fünften! Ich hab' sie unserm Herrgott ans Herz g'legt! Hoffentlich hilft's! Jetzt geh' ich mit ihnen und bring' sie nach Grafenreuth auf die Bahn! Willst mir die Liebe tun und hierbleib'n derweil und Obacht geb'n, daß nix wegkommt? Ich hab' ja keine Magd, ich bin ja ganz allein! In längstens zwei Stund' bin ich wieder da!"

Die jungen Krieger drückten dem Oheim die Hand und machten kehrt. Ihren kleinen Koffer in der Hand schwenkend, das blumengezierte Hütchen keck aufs Ohr gesetzt, marschierten sie los. Mutter Aigner stolperte ihren Söhnen nach. König Moos-

eder aber schritt langsam durch das schwesterliche Gehöft. Nun lag es plötzlich einsam, ohne die rastlos schaffenden Menschen. Der Hofhund knurrte vor seiner Hütte. Er kannte Georg, aber in dieser nie erlebten Stille war ihm der düster umherschreitende Mann unheimlich.



IV.

Trudl war das überlegene Weltkind in der Mühle. Georg wurde wirklich „gebraucht". Anfangs ging es an den Menschenbesitz, dann ging es an die Pferde, und als hier alles Kriegstaugliche beschlagnahmt worden, kamen die Kraftwagen dran. Es galt nicht, sich als Besitzer mit Zwangsverkäufen abzufinden, sondern Ersatz für das plötzlich verlorene Material zu stellen. Der an allen Ecken stockende Betrieb mußte für den Staat fortgesetzt werden. Das ganze Mühlwerk wandelte sich über Nacht. Die kolossalen Getreidevorräte wurden für das Heer beschlagnahmt. Vom Moosederschen Kontor aus regierte ein neuer Lebenszweck den ganzen Bezirk. Es gab keinen Privatbesitz mehr, keinen Friedensgewinn. Nahrung für Soldaten, Futter für Soldatenpferde — das umfaßte die Landesarbeit.

Georg war froh, daß Trudl sich an den gewaltigen Geldstrom hielt. Der Krieg ließ ihn in die Mühle fließen — da hatte er vor ihr Ruhe. Ihre gute Laune bewies ihm, daß die Pappenheimer Wirtstochter nie begriffen hatte, was der Besitz der Mooseder war. Wärmer und sehnsüchtiger blickte Georg auf seine Kinder. Auch sie nahmen plötzlich die Farben ihres eigentlichen Wesens an. Es geschah in all' der irdischen Sorge etwas, was dem Müller wie vom Himmel fiel: seine Kinder schienen zu spüren, daß der entscheidende Weg zum Vaterherzen sich öffnete. Zuerst trieb es die Mädchen zu ihm. Juli und Kati ließen ihr verträumtes Puppenspiel. Wie Hündchen liefen sie dem Vater nach, wo er sich auch zeigte. Sie warben um seine Gunst durch kleine, demütige Dienste. Sie waren durchaus nicht unbrauchbar. Und auch der Zacherl entschloß sich, einiges höher zu stellen als Käsbrot und Radi. Er legte sich plötzlich selbst ein Hüteramt in den Ställen bei. Keine faule Magd, kein diebischer Knecht war vor ihm sicher. Er tauchte auf, wo man ihn nicht vermutete. Er spio-

nierte herum, als hätte er den Ernst der Zeit in jedem Hühnerei begriffen.

Zum Erlebnis jedoch wurde Georg das Wiedersehen mit Kaspar, seinem Ältesten. Gerade das, was ihn von diesem Sohn bisher getrennt hatte, vereinigte ihn nun mit ihm. Das Geistliche war eben auch das Geistige, das über jeder materiellen Not schwebte. Georg hatte es nötig. Priesterlich mußte das Weltkind schaffen, wenn es die Verantwortung für Tausende tragen wollte. Kaspar war zwar noch nicht reif genug, seinem Vater dergleichen auszusprechen, aber sein neues, lebensmutiges Wesen sprach für ihn. Unaufgefordert griff er zu, wo er früher scheu vorübergegangen war. Es schien über Nacht in ihm festzustehen, daß Gott die Erbschaft von ihm forderte. — —

Als Georg in den ersten Tagen des Jahres 1915 den Ansturm der Zeitwende wie ein Schwimmer auf hoher See überwunden zu haben glaubte, begegnete ihm etwas, was seine Sicherheit in jäher Weise wieder aufhob. Er schritt eben, im Kopf ein Dutzend

Berechnungen überwachend, zum Mühlwerk hinüber, als er dort einen fremden Herrn in wartender Haltung stehen sah. Georg liebte es seit dem Kriegsausbruch nicht mehr, wenn Stadtleute kamen und sein Anwesen bewunderten. Woran er früher mit freundlichem Gleichmut vorübergegangen war, das reizte ihn jetzt. Er war mißtrauisch geworden. Schnell trat er deshalb näher. Verdutzt blieb er stehen und blickte den Fremden an. Es war ein hochgewachsener, älterer Mann von der gepflegten Einfachheit, die nur der Reichtum gibt. Sein intelligenter Kopf hatte etwas Herrschendes und Respektgebietendes. Er grüßte sehr höflich, und Georg dankte verlegen.

„Ich habe doch die Ehre mit Herrn Mooseder, dem Besitzer der Mühle? Mein Name ist Reingruber. Gestatten Sie mir, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nehme, Herr Mooseder — ein wichtiger Zweck führt mich zu Ihnen."

„Was wünscht der Herr? Bitte — treten's doch in mein Kontor ein."

Georg machte eine einladende Bewegung mit seiner großen Hand. Bald darauf saßen die beiden Männer sich im Kontor der Mühle gegenüber. In Georg ging etwas vor, was er seitdem nicht mehr vergaß. Der altvertraute Raum bekam plötzlich einen Schimmer offizieller Weihe. Der Müller schien bei sich selbst in Audienz zu sein. Herr Reingruber verstand ihn offenbar, wollte aber diese Stimmung nicht ausnützen. Den grauen Schnurrbart streichend, begann er freundlich: „Herr Mooseder, ich will Farbe bekennen. Ohne Umschweife also — ich bin der Kommerzienrat Reingruber von den Pluto-Oswald-Werken."

Georg nickte nur. Dann sah er zum Fenster hinaus, als ob ihn die Tauben draußen mehr interessierten.

„Wir leben", fuhr der Besuch nach einer Pause fort, „wir leben leider, und Gott sei Dank möchte ich sagen, in einer Zeit, die vor dem Opfermut der Bürger nirgends Halt macht. Wer jetzt der Sache des Vaterlandes nicht ganz dient, dient ihr gar nicht. Ist es nicht so? Es bedarf Ihnen gegenüber

ja nicht vieler Worte. Sie sind ein echter Patriot. Sie haben dem Wohl des Ganzen nie etwas vorenthalten. Sie haben dem Vaterlande bisher Ihre Produktion geliefert —"

„Jetzt will's die Mühle."

Georg war dieser Einwurf gegen seinen Willen entfahren. Er erschrak davor. Kommerzienrat Reingruber schien anfangs durch die Vorwegnahme verstimmt. Aber er wollte nichts verderben — das war sein oberster Grundsatz. Auf Bauerntrotz war er gefaßt. „Verehrter Herr Mooseder — bevor ich Ihrer lapidaren Zusammenfassung zustimme — allerdings — ich bin in gewissem Sinne als Vertreter des Vaterlandes zu Ihnen gekommen. Mein geschäftlicher Zweck ist ein patriotischer Zweck. Die Pluto-Oswald-Werke gehören zu den größten Unternehmen unserer Kriegsindustrie, wie Ihnen bekannt sein dürfte. Auf unser heutiges Gespräch blicken die maßgebenden Männer des Landes."

Die letzten Worte hatte der Kommerzienrat mit fester Betonung gesprochen. Dann

sah er Georg in ernster Erwartung an. Der Müller regte sich nicht. Er saß in aufrechter Ruhe da. Seine Antwort lautete: „Und was wünschen die Herren von mir?"

Herr Reingruber faßte sich schnell: „Wir wünschen — das heißt, wir legen es Ihnen nahe... Aber lassen wir die Tatsachen sprechen: Die Pluto-Oswald-Werke planen ein großes Unternehmen im hiesigen Bezirk. Wir wollen hier ein neues, gewaltiges Werk zur Fabrikation von Panzerplatten, Motoren und Granathülsen errichten. Bis zum Herbst dieses Jahres soll es fix und fertig sein und lieferungsfähig."

Georg veränderte seine Haltung etwas. Er streckte die langen Beine von sich und legte die Hände auf die Hosentaschen. Seine hellen Augen ruhten forschend auf dem Besuch: „Und wo soll's hinkommen, wenn man fragen darf?"

Kommerzienrat Reingruber richtete sich auf: „Darum bin ich bei Ihnen. Wohin wir auch geblickt haben — es gibt keinen besseren Ort im Lande als die Moosedermühle. Ihre hervorragende Wasserkraft, ihre

ländliche Abgeschiedenheit, trotzdem in der Nähe der Hauptstadt — dazu die bequeme Bahnverbindung ... Sie sehen, ich bin kein Käufer, der seinen Vorteil kennt, Herr Mooseder. Ich preise an, was ich erwerben möchte. Aber das gerade wird Ihnen die Situation klarmachen. Unser Aufsichtsrat legt den größten Wert darauf, daß Ihr Entschluß nichts Erzwungenes hat. Er soll ein patriotischer, selbstverständlicher sein. Wir kaufen nicht nur etwas von Ihnen, wir wollen auch Ihre Mitarbeit. Ihr Rat wird uns immer wertvoll bleiben."

„Ich soll also jetzt mein ganzes Anwesen verkaufen?"

„Das sollen Sie, Herr Mooseder, denn ein Teil hätte gar keinen Zweck. Selbstverständlich bin ich nur zu einer Vorverhandlung hier. Darum berühre ich die pekuniäre Frage gar nicht. Daß unser Angebot dem Gegenstande entspricht, können Sie sich vorstellen. Unsere Zahlungsfähigkeit ist unbegrenzt. Für mich handelt es sich heute nur um — wie soll ich gleich sagen — um die

menschliche Seite der Angelegenheit. Sie wissen, daß die Welt ein neues Gesicht bekommt. Alle Werte wandeln sich — trotzdem bleiben die eigentlichen bestehen. Wie jeder wehrfähige Deutsche jetzt Soldat werden muß, so gehört auch alles, was er besitzt, in höherem Sinne dem Vaterlande. Nach diesem Grundsatz haben Sie bisher gehandelt, und davon werden Sie nie etwas ausnehmen, auch Ihr Liebstes nicht."

Georg schwieg. Er stützte das Kinn in die rechte Hand und blieb in dieser nachdenklichen Haltung. Schließlich sagte er: „Ich soll also fortgehn mit den Meinigen? Mit einem Mal soll's gar sein mit der Moosedermühl? Da möcht' ich mir doch die Frage erlauben: Warum fragen die Herren erst an? Warum kommen's net gleich und holen sich, was ihnen ja doch gehört? Verkäuflich is so was net."

Aus den Worten des Müllers klang bitterer Schmerz. Kommerzienrat Reingruber sah ihn mit ernster Teilnahme an: „Sie brauchen kein Geld — das weiß ich. Sie brauchen auch keine Auszeichnung. Aber

deshalb können Sie doch beiden Teilen gerecht werden. Von Gewaltmaßregeln ist Ihnen gegenüber nicht die Rede. Ein Enteignungsverfahren wird hier nicht in Kraft treten. Aber blicken Sie mal tiefer, Herr Mooseder. Für uns alle ist es die große Lebenswende. Einer muß jetzt dem andern helfen. Sie sind ja noch kein alter Mann. Sie werden auch darin noch umlernen. Ihr Entschluß wird im ganzen Lande als ein hervorragend patriotischer aufgefaßt werden . . ."

„Noch hab' ich mich net entschlossen."

„Gewiß nicht. Aber ich entnehme doch aus Ihrer ganzen Haltung, daß der Gedanke Ihnen nicht fremd ist, daß Sie ihn sogar schon selbst erwogen haben. Die Forderung der Stunde reißt eben auch Sie mit. Selbstverständlich erhalten Sie Bedenkzeit. Unser Aufsichtsrat hat am nächsten Donnerstag Sitzung. Er läßt Sie ersuchen, an diesem Tage nach München zu kommen und Ihren Entschluß mitzuteilen. Ich bitte Sie um vorherige telephonische Anmeldung. Dann können wir alles vereinbaren. Es handelt

sich, um das Ganze noch einmal zu fixieren, um den sofortigen Ankauf Ihres gesamten Areals, ausgenommen einige Äcker und Wiesen, die Ihnen verbleiben können. Sonst aber brauchen wir die Mühle, das Sägewerk, die Stallungen, die Wirtschaftsgebäude und den Wald."

Georg rieb sich die Stirn. „Auch den Wald?"

„Der bildet die wichtige Abgrenzung des Werkes gegen die Stadt Grafenreuth. Außerdem wird die Zweigbahn vom Münchener Hauptstrang durch den Wald zur Fabrik geleitet werden."

„Durch den Wald?"

„Das ist die gegebene Strecke."

Auch Georg erhob sich. Sein Blick hatte etwas Undurchsichtiges. Keine tiefere Erregung war ihm anzumerken. „Alsdann is' schon recht, Herr Kommerzienrat. Ich werd' mir's überlegen."

„Gut! Diese Antwort genügt mir. Etwas habe ich noch zum Schluß zu bemerken:

Unsere heutige Besprechung muß streng vertraulich sein. Auch Ihrer Gattin bitte ich nichts davon zu sagen, bevor der Abschluß stattgefunden hat, vorausgesetzt, daß Sie rechtlich von ihr unabhängig sind?"

„Mein Weib hat nix dreinzureden."

„Gut. Na, allzulange brauchen Sie ja das große Geheimnis nicht herumzutragen. Also, auf Wiedersehen, Herr Mooseder! Ich hoffe, Sie am Donnerstag in München begrüßen zu können!" —

Der Besuch war fort. Georg blickte umher, als ob er sich in der Wirklichkeit erst zurechtfinden müßte. Dann tat ihm die auferlegte Verschwiegenheit wohl; nur zwischen ihm und seinem Vaterlande durfte es bleiben. Nichts sollte jetzt an seinem Herzen reißen, was die Klarheit des Willens trübte. Ja, der fremde Mann hatte recht. Er hatte den Gedanken schon selbst gehabt. Er fühlte sich nicht mehr wohl in seinem Besitz, schon lange nicht mehr. Einsam im Gewimmel, arm im Reichtum war er. Nun

konnte er mit einem Strich das Zweifelhafte und Zwecklose seiner wahren und letzten Bestimmung übergeben. Das hatte etwas Betäubendes. Aber er wußte auch, was ein Mooseder war. Er fühlte schon die Reue und das quälende Haften. Trudl hätte ihn darin am wenigsten verstanden — zum erstenmal dankte er Gott für das Unverständnis seiner Frau. Aber die Kinder! Besonders der Kaspar . . . Georg mied jede Begegnung mit ihm. Der Kaspar wurde plötzlich wieder der „geistliche Herr" für ihn. Wer konnte ihm bei seinem Entschluß helfen? Wenn Trudl erst erfuhr, wie „reich" sie werden sollte! Ihr loses Maul verdarb soviel. Es konnte eine tiefere Folge für sein Leben haben, als der Verkauf der Mühle. Längst Gefühltes, scheu Gemiedenes stieg aus der Gruft. Der Kampf gegen das eingedrungene Weib, der Zusammenschluß der echten Mooseder. Georg fühlte die Entscheidungsschlacht seines inneren Krieges.

Er ging über den Hof der Mühle. Noch rauschten die Räder, noch summte das

Werk. Ahnungslos schaffte der Fleiß der Jahrhunderte weiter. Doch draußen war der Krieg. Draußen heischte der Erbfeind Einlaß. Das wußte Georg. So nickte er plötzlich in klarem Entschluß und betrat sein Kontor, um an Kommerzienrat Reingruber zu telephonieren.



V.

Vorfrühlingswehen zog über München hin. Ein Föhn ließ den Januar vergessen. Langsam verließ ein einfach gekleideter Mann das vornehme Gebäude der Pluto-Oswald-Werke. Er trug seinen schwarzen Sonntagsanzug. Er griff an den dunklen Plüschhut, denn der betreßte Portier grüßte ihn. Georg Mooseder war von den Großindustriellen, die den Nimbus regierender Männer hatten, wie ihresgleichen behandelt worden. Man hatte ihn an der Leitung der Dinge teilnehmen lassen. Er fühlte irgendwie nun auch die Zügel in der Hand.

Abgeschlossen war der Kaufvertrag noch nicht. Doch ein Zurück gab es auch nicht mehr. Den gewaltigen Preis, den er nun wußte, trug Georg wie ein kostbares, anvertrautes Gut auf die Straße hinaus. Er nahm ihn als Gesetz hin. Er hätte auch weit

4

weniger für das Richtige gehalten. Sein Familienvermögen war groß genug — des materiellen Vorteils wegen verließ er den Boden seiner Väter nicht. Pflichterfüllung war das Ganze.

Als Georg wieder in dem Vorortzug saß, der langsam über das winterliche Land nach Grafenreuth zurückrollte, sah er sich nur mit einem Reisenden zusammen. Der ärmlich gekleidete Mann saß zwei Abteilungen vor ihm und wandte ihm den Rücken. Georg wurde erst allmählich auf ihn aufmerksam. Er sah nicht mehr in die dunstige Ebene hinaus, sondern beobachtete den Fremden. Eine wunderliche Bangigkeit ergriff sein Herz. Es pochte unter dem harten Sammet seiner Bauernweste. Er scheute sich vor diesem Gefühl, er wollte es am liebsten fortlachen. Es war ja unmöglich, man konnte die Ähnlichkeit nicht einmal groß nennen. Irgend etwas an diesem Fremden erinnerte Georg an seinen Bruder Jakob. Die Haltung des schmalen, vorgebeugten Körpers, der kleine, an einem langen Halse hängende Kopf. Als Georg seinen Reisegefährten

eine Weile beobachtet hatte, trieb es ihn plötzlich aufzustehen und den Namen des Verschollenen zu rufen. Im letzten Augenblick noch hielt er sich fest. Er fand seine Aufregung lächerlich. Trotzdem verlor er den Verdacht nicht. Er nahm allmählich die Heimkehr Jakobs aus Amerika als Tatsache an. Er grübelte, was ihn jetzt gerade hergeführt haben konnte. Schadenfreude? Rache? Nein. Eher ein stiller Gram, ein resigniertes Begreifen: „Das habe ich kommen sehen. Ich hab' mich drüben wie ein Sklave gequält, ich hab' mich von fremden Leuten herumstoßen lassen, nur weil ich bei euch der Zweitgeborene war. Aber tausendmal lieber wär' es mir jetzt, wenn mein mächtiger Herr Bruder noch der Müller wäre. Was mich heimgetrieben hat, das war Vaterlandsliebe. Ich weiß es, ich kenne den wahren Besitz."

Georg warf sich gegen die harte Rückenlehne des Wagen. Der Kopf knackte ihm dabei, aber er wachte nicht auf aus seinem quälenden Wahn. Der Reisegefährte kümmerte sich nicht um ihn. Das Beste wäre

wohl gewesen, einfach aufzustehen, durch den Wagen zu gehen und sich zu überzeugen, wer der unheimliche Mensch war. Doch dazu war Georg nicht fähig. Es hielt ihn eisern an seiner Bank fest. Wollust überkam ihn, den Alb nicht zu verjagen, sondern möglichst lange auszukosten.

Endlich hielt der Zug in Grafenreuth. Nun mußte es sich entscheiden. Georg blieb sitzen — der Fremde ging an ihm vorbei. Es war nicht Jakob — nein — keine Spur von ihm. Irgendein Viehhändler aus München. Er grüßte Georg sogar, denn es schien ihm einzufallen, daß der Reisegefährte König Mooseder sein könne. Georg dankte anders, als sonst — mit demütiger Höflichkeit. Dann verließ er den Zug und schritt auf das Städtchen zu.

Wunderlich verändert war heute alles. Es war ja nicht möglich, daß man in Grafenreuth schon etwas von Georgs Entschluß wußte. Ein unbestimmtes Gerücht vielleicht war zu den Bürgern gedrungen. Dennoch wuchs das Mißtrauen in Georgs Herzen. Er musterte jede Begegnung. Die Grafen-

reuther schienen böse Gedanken zu haben. Wie peinlich war es ihm heute, daß jeder ihn kannte, viele ihn grüßten. Früher war er an dieser Selbstverständlichkeit vorbeigegangen — heute entdeckte er, wie nervös sie ihn machte.

Es schlug Mittag in Possenried. Endlich betrat Georg wieder das Gebiet der Mühle. Trudl empfing ihn unwirsch, weil er zu spät kam. Dann ärgerte sie sich über sein geheimnisvolles Aussehen. Aber das Essen brachte sie ihm selbst, denn sie zitterte vor Neugier. Sie glaubte nicht mehr, daß er einer Geflügelschau wegen in München gewesen. Unruhig, mit fragendem Blick, saß sie ihm gegenüber. Georg aß eine Weile, aber es schien ihm nicht zu schmecken. Plötzlich ließ er die Gabel fallen und sah seine Frau an. Sie war auf eine große Freude oder einen großen Ärger gefaßt. Ihre grauen Augen funkelten.

Da begann er. Mit dem ersten Satz sagte er schon alles. Nur den Kaufpreis nannte er nicht. Es summte ihm vor den Ohren, die Stille nach seinen Worten warf

ihn um. Nun gab es doch noch einen Menschen, der das Geheimnis wußte! Endlich zwang er sich, Trudls Gesicht in dem Dunst, der der Krautschüssel entstieg, zu erkennen. Es packte ihn hart an — sie lachte.

„Erschlag' mich, Schorschl — aber ich hab' mir's gedacht! Schon lang!" Das waren ihre ersten Worte.

„Du hast dir's gedacht? Warum?"

„Ja, weißt . . . .! Ihr habt's halt die Nasen immer zu hoch getragen, ihr Moosèder! Ihr habt's geglaubt, an Euch kann keiner heran! Aber es gibt schon so was! Der Krieg! O Jegerl!"

„Was is das für eine Red', für eine saudumme?"

„Na, na! Betrag' dich!"

„Jawohl! Glaubst denn du, daß ich gezwungen werd'? Ich hab' mich frei entschlossen! Aber das verstehst du net! Jetzt gibt's nur eine Gegenwart, keine Vergangenheit! So muß es sein, und —"

„Ja, ja! Mach' net so viel Sprüch'! Wird schon dein Schade net sein! Was kriegst denn für s Ganze? He?"

Jetzt dehnte sich ihm die Brust — jetzt konnte er sie umwerfen. Laut nannte er die gewaltige Summe. Trudl wurde blaß, aber ihr Gesicht blieb gleichmütig. „Hm . . . 965 000 Mark? Mir scheint, es hätten auch 35 000 mehr sein können."

Georg stand auf. Sie duckte sich erschrocken. „Is dir's zuwenig?!"

„Bist wohl narrisch? Is schon ein schöner Preis! Aber du läßt dich blenden — ich halt' mir meine Besinnung! Zieh'n wir nun nach München, wenn's hier gar is, Schorschl?"

„Das kann ich dir jetzt noch net sag'n. An die Privatsachen denk' ich noch net. Du schaust natürlich schon auf die schönen Hüt' und die Kleider und auf 'n Dallmayr und auf 'n Tietz. In mir schaut's anders aus. Ich geh' net gern aus der Mühl'. Am liebsten tät' ich mir daneben einen Bauernhof kaufen. Dann werden wir Nachbarn von der Moosedermühl' — von den Pluto-Oswald-Werken wollt' ich sagen." Er sah

seine Frau eine Weile an — plötzlich verließ er mit schweren Schritten die Stube.

„Du fränkische Wirtsschlampen!" murmelte er draußen. „Da redt man ja besser mit 'ner Kuh'." Mitten durch das kreischende Geflügel stampfte Georg. Kati und Juli kamen freudig auf den Vater zu — er ließ die Erschrockenen am Wege. Vor den Ställen sah er den Zacherl stehen. Was zeigte der Bub für ein selbstzufriedenes Herrengefühl? Wer Georg gesagt hätte, daß er sich einmal an seinem Zacherl vorüberschleichen würde!

Plötzlich stand er Kaspar gegenüber. In den Blick des Vaters kam trotzige Drohung. Kaspar glaubte etwas „ausgefressen" zu haben und sah verwirrt zu Boden. Da trieb es Georg, jeden möglichen Widerspruch zu überrennen: „Du, das sag' ich dir gleich! Hier wird's jetzt anders! Ich verkauf' die Mühl'! Die Pluto-Oswald-Werke haben unser Grundstück für eine große, neue Fabrik ausersehn! Heut' war ich bei der Direktion in München und hab' alles ausgemacht! Aber sag's noch net weiter, du, behalt's noch ein

bißl für dich! Ich wollt nur, daß du's weißt, weil du ja doch jetzt die Erbschaft net anzutreten brauchst! So is uns allen geholfen!"

Ohne Kaspars Antwort abzuwarten, ging Georg weiter. Sein Sohn aber stand, wie vom Donner gerührt. Er starrte dem Vater wie einer unheimlichen Erscheinung nach. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Irgendeine böse Ahnung war ihm bestätigt. Mit gesenktem Kopf wandte er sich dem Walde zu. Dort stand die alte, schon halb verfallene Gideonkapelle. Kaspar liebte sie mehr, als die Pfarrkirche von Grafenreuth. In ihrem feuchtdumpfen Raum, durch dessen gotische Fensterchen der grüne Wald schimmerte, hatte er einst Gott gefunden. Hier kämpfte er nun mit der Frage, ob der Vater wohl nicht zu seinem Entschluß gekommen wäre, wenn er, sein ältester Sohn, sich sogleich als seinen Erben bekannt hätte.



VI.

Georg ging nach Possenried hinüber. Bald stand er vor Zentas Hof. Aber es war ihm heute nicht möglich, einzutreten. Er blieb eine Weile draußen stehen und betrachtete den kleinen, sauberen Besitz. Alles gefiel ihm hier — die schnatternden Gänse, die pickenden Hühner, der Kettenhund, der verwundert aufschaute, warum der Herr Schwager denn heute nicht näher kam? Doch der Herr Schwager hatte gar keinen Mut dazu. Schmerzlicher Neid nagte an seinem Herzen. Die Zenta hatte die rechte Wahl gehabt. Die hatte dem Vaterlande ihre Söhne gegeben und behielt nun, was das Vaterland ihr nicht nehmen konnte. Daran arbeitete sie rastlos, in der süßen Hoffnung, es den Kämpfern draußen zu verwahren. Georg hatte nur Geld in der Hand, nur Geld.

Er machte plötzlich kehrt. Mit schweren Gliedern kehrte er zur Mühle zurück. Als er eben den Wald betrat, sah er im Schatten der Tannen einen Mann auf sich zukommen. Der hatte ihm gerade noch gefehlt. Anton Purtscheller zeigte heute eine völlig andere Haltung. Er hielt sich in seiner dürren Ärmlichkeit nicht mehr frohgemut und stolz. Er ließ Kopf und Glieder hängen. Traurig ging er eine Weile neben Georg her. Der Müller aber fühlte sich plötzlich tiefer, als je, zu dem Künstler hingezogen. Er ahnte, was Purtscheller bedrückte, aber es brachte ihn nicht zu Trotz und Zorn.

„Wissen Sie's schon?" stieß er haftig hervor, während die Wintersonne um ihn her ihr Spiel an den mächtigen Stämmen trieb.

Purtscheller hob erst nach einer Weile den Blick:

„Es is also wahr?"

„Erst sagen Sie mir, was Sie wissen!"

„Die Pluto-Oswald-Werke haben Ihnen die Mihle abgekauft? Und die Felder und den Wald? Wir sollen hier allesamt hinaus-

geschmissen wärden? Damit — damit Mordwerkzeuge fabriziert werden können, wo die Moosädermühle gestanden hat?"

Georg schüttelte den Kopf.

„So dürfen Sie's net nennen! Jetzt haben wir Krieg! Gebraucht wird alles! Den Zweck bestimm' net ich, den muß ich mir vorschreiben lassen!"

Purtscheller seufzte schwer. „Das weiß ich. Halten Sie mich für einen Hans-guck-in-die-Luft? Ich hab' erläbt, was alle erläben. Aber die Dragik — sähn Se — die Dragik dieser Zeit — die is erst heute auf mich zugekommen!"

„Herrgottsakrament! Die Mühl' gehört doch net Ihnen!"

Beschwörend sah Purtscheller den Müller an: „Glauben Sie das wirklich? Weil ich ein armer Schlucker bin? Weil ich bloß zuweilen auf Ihrem Hof hab' Hihner und Pfauen zeichnen dirfen? Nein, Herr Moosäder! Jetzt handelt sich's um die Idee! Und sähn Se — so — in der Idee hat mir die Mihle doch geheert! Genau so, wie Ihnen!"

„Was heißt das? Was wollen's damit sagen?"

Purtscheller atmete schwer. Seinen alten Hut schwenkte er langsam in der Hand, wie eine Glocke. Das dünne, ergraute Haar flatterte im Abendwinde. „Is es nicht gesagt damit? Wirklich nich? O Kreadur, verstummte du in deinem Jammer! Das Schicksal fragt, warum! Nu red' ich ooch noch in Versen! Dabei verfluch' ich de gesamte Kunst! Ja, ich verfluch' se, Herr Moosäder! Hier hat se geläbt! Was soll ich nu mit ihr anfangen, mit dem armen, verwaisten Luder? Kitsch machen? Dann haben meine Kinder wenigstens was zu essen! Zu den Soldaten nähmen se mich ja doch nich!"

Georg blieb stehen: „Reden's jetzt, daß ein Mensch Sie versteht, sonst geh' ich heim, Sie! Das paßt mir net! Ich muß jetzt meine fünf Sinn' beisammen halten! Glauben Sie denn, daß ich wegen Ihrer Malerei hätt' nein sagen müssen? Weil Sie keine Hühner und Pfauen mehr zeichnen können, wenn aus der Mühl' eine Fabrik

wird? Dann hätten's mich ja gleich ins Narrenhaus gesperrt, statt mit mir zu verhandeln! Und die Mühl', die hätten sie sich doch genommen! Das is halt der Krieg!"

Purtscheller starrte vor sich hin. Seine magere Hungermiene wurde in der zunehmenden Dämmerung grünlich. „Ja, ja", flüsterte er — „das is der Krieg. Der fürchterliche Krieg. Ich sähe schon die hundertjährigen Tannen hier am Boden liegen und aus gewaltigen Wunden bluten! Ich sähe die Räume Ihrer Vorfahren aus ädler Traulichkeit in Schutt und Asche sinken!"

„Sie machen da große Sprüch'! Man kann's auch anders sagen! Ändern läßt es sich doch net!"

„Aber klagen darf ich doch darum, Herr Moosäder? Klagen um das, was mich glicklich gemacht hat? Sie stähen im Tatsächlichen! Sie kommen nich zum Zweifel, weil Sie vor die einzige Gewißheit der Zeit gestellt werden! Bleiben Sie so, aber lassen Sie mir das andere! Lassen Sie mir den Traum! Lassen Sie mir die Trauer um

das, was uns beiden geheert hat! Davon läb' ich nu weiter! Vielleicht verschafft mir das noch — eine ährliche Kunst!"

Er drückte Georg die Hand und lief in den Wald zurück. Der Müller stand unter dem erbleichenden Abendhimmel wieder im Freien. Vor ihm glänzten die Fenster der Mühle. ‚Narr, du guter', dachte er. ‚Als ob deine Trauer nicht auch die meine wär'. Zweifel und Angst ums Ehrliche.'



VII.

Georg war froh, daß Purtscheller nicht mehr in die Mühle kam. Sein Sohn Kaspar, der den Maler zuweilen in Grafenreuth besuchte, erzählte dem Vater, daß Purtscheller jetzt den ganzen Tag im Atelier stehe und ein Bild male, das ebenso grausig, wie schön anzuschauen sei. Er nenne es die ‚apokalyptischen Reiter'. Kaspar konnte es gar nicht vergessen. Besonders seitdem er in der Landschaft, über welche die Dämonen hinrasten, deutlich die Moosedermühle erkannt hatte.

Mochte er nur! Der Künstler hatte nur ein Recht auf solches Bild, wenn der Feind im Lande war. Und das sollte nie geschehen. Man mußte eiserne Gardinen um sich herunterlassen. Das tat Georg, während der Abschluß mit den Pluto-Oswald-Werken stattfand. Er fühlte sich wohler, seitdem die Welt von seinem Entschluß wußte. Was

drei Widersacher betasteten, wackelte — woran Tausende rissen, das blieb auf seinem Fleck. Wer wollte ihn jetzt noch beneiden? Er gewann und verlor — das wußte der Kleinlichste. Auch König Mooseder ging ins Ungewisse hinaus . . .

So kamen im Anfang harte, aber zufriedene Tage. Tief in die Nacht hinein arbeitete Georg mit der übernehmenden Kommission. Man kam dabei zu neuen Ergebnissen. Das Moosedersche Stammhaus sollte bestehen bleiben. Es wurde nur für die Kanzleien der Direktion und der Ingenieure eingerichtet. Georg dachte an die Inschrift über der Tür. Die leuchtete also auch noch späteren Zeiten. Konnte das nicht versöhnend auf Anton Purtscheller wirken? —

Auch die Ökonomiegebäude ließ man. Man kaufte noch den Viehbestand, die Getreide- und Futtervorräte. Georg wollte als Nachbar der Fabrik von neuem anfangen. Nichts aus der toten Mühle — das setzte er sich in den Kopf. Wie ein biblischer Patriarch wollte er nicht aus-

ziehen. Es erschien ihm beschämend, mit seinen Kühen, Schafen und Schweinen nach Possenried zu wandern. Nur Möbel und Hausgerät nahm er mit.

Trudl ging wie ein Hefenteig auf in dem großen, neuen Getriebe. Es beglückte sie, daß Kommerzienräte und Regierungsbeamte liebenswürdig mit ihr sprachen. Sie hielt den ganzen Umschwung für ein ehrenvolles Vergnügen. Natürlich dachte sie auch immer an den reellen Hintergrund, denn sie wurde ja nun wirklich eine steinreiche Frau. Allmählich aber kam auch wachsender Ärger über Georg in ihr auf. Er schob sie in diesen Arbeitstagen ganz beiseite. Sie brauchte nicht für ihn vorhanden zu sein, als es an den Abschied von der Mühle ging. Da sie seine Reizbarkeit fürchtete, fand sie einen Vorwurf, der ihn treffen mußte. Er schien sich noch wenig Gedanken über den künftigen Wohnsitz zu machen. Er lebte nur dafür, ordentlich abzuliefern, reinlich aufzulösen, woran das Dasein seiner Familie hing.

Eines Abends saß Trudl mit ihren Söhnen und Töchtern am runden Eßtisch

und wartete auf den Vater. Regensburger Würste gab es — die waren kalt. Aber die Kartoffeln dazu waren heiß, und was sollte werden, Gott im Himmel, wenn die ebenso kalt wie die Würste wurden? Endlich kam Georg. Zerstreut blickte er über seine Familie hin. Er aß schweigend. Dann sah er durch die Rauchschwaden der Schüssel in unbekannte Ferne.

Trudl hatte den ersten Anhieb aufs Essen hinter sich — jetzt konnte sie zum Thema kommen. Plötzlich fuhr sie mit der Frage heraus: „Du, sag' einmal, Schorschl — weißt, daß wir jetzt noch Nachtfrost haben?"

Er sah sie verwundert an. „Blüht ja noch nix, was dich kümmert?"

„Aber vielleicht kümmern dich dein Weib und deine Kinder? Wir zieh'n doch jetzt in die Welt hinaus, und dann haben wir kein Dach überm Kopf, du! Kann sakrisch kalt werden auf der Landstraßen! Denn da willst doch wohnen, gelt, wenn du die Mühl' verkauft hast?"

Georg sah sein Weib scharf an. „Wart' du ab und halt' deine Gosch'n! Hast verstanden?"

Trudl stemmte die Fäuste in die Seiten: „Fallt mir ja net im Traum ein! Ich will's jetzt wissen als dein Weib, was du vorhast! Hier vor meinen Kindern will ich's wissen, denn die haben das gleiche Recht wie ich!"

Georg trank seinen Maßkrug aus, dann antwortete er merkwürdig gelassen: „Du hast halt keinen Respekt vor dem Verstand deiner Mitmenschen, Trudl. Selbstverständlich weiß ich schon lang, wo wir bleiben. Ich hab' nämlich die Absicht —"

Trudl unterbrach ihn: „Eh' daß d' weiterredst, Schorschl! Ich werd' dir auch gleich sag'n, was i ch für eine Absicht hab'! Aber hör' gut zu! Du weißt, daß es nix gibt auf der Welt, wozu ich besser taugen tät', als zu einer Wirtin! Und wenn's auch eine noch so große Wirtschaft wär'! Das hab' ich halt von meinem Vater selig!"

Georg lächelte. „Aha . . . Also, einen Gasthof soll ich dir kaufen für die Mühl'?"

„Red' net so dumm daher! Einen Gasthof net, aber ein großes, vornehmes Fremdenhotel!"

„Schau, schau! Das is kein schlechter Gedanke in Kriegszeiten!"

„Wird ja net ewig Krieg bleiben! Nachher kommt der große Umschwung! Das sagt ein jeder! Da muß man's wahrgenommen haben! Du, ich hab' einen Plan, einen ganz aparten! Bei Garmisch droben gibt's noch einen See, einen sehr schönen —"

„Wo noch kein Hotel steht?"

„Freilich steht noch keins dort, und darum soll man beizeiten eins hinbauen! Das wird eine Goldgrub'n, sag' ich dir! Der beste Platz in der ganzen Gegend für den Wintersport!"

Georg stand auf und ging zum Fenster.

„Das wär' der rechte Weg", sagte er dort halb zu sich selbst. „Die Mooseder-Mühl' verkaufen und ein Hotel dafür einhandeln."

„Der Weg, der Weg!" rief Trudl erbost. „Was heißt denn das? Ja, freilich is' der Weg!"

„Aber der darf's net sein, Trudl! Der am allerwenigsten!"

„Aha! Wohl, weil's meine Idee is? Net wahr? Weil ich's gern möcht'?"

Er hüllte sich in Pfeifenrauch. „Vielleicht. Du hast nun einmal mit der Mühl' nix zu schaffen."

„Dein Weib, was die Mutter zu deinen Kindern is?"

„Du verstehst mich net. Was das anbelangt, da hast du immer von der Mühl' gehabt, was notwendig is. Du bist sichergestellt. Aber du mußt's schon hinnehmen, auf welche Art ich über das Meinige bestimme. Ich hab' meinen eigenen Plan und will für meine Person kein Gastwirt werden."

Ein gespanntes Schweigen herrschte in der Stube. Kaspar sah mit großen Augen auf den Vater, während Zacherl mit stiller Schadenfreude zur Mutter hinüberblinzelte. Kati und Juli hockten mit gefalteten Händen am Tisch. Ihre schmalen Madonnenköpfe zeigten Ergebung in jeden Entschluß. Mühsam würgte Trudl ihren Ärger hinunter.

„Du hast halt keinen Schneid net!" stieß sie endlich hervor. „Du wirst halt ewig ein G'scheerter bleiben!"

„Ich möcht's wieder werden, Trudl! Du aber willst einen Stadtfrack aus mir machen! Ein Geschäftsmann war ich, und bin meiner Sach' nie froh geworden! Vielleicht kommt's jetzt! Wenn ich als Bauer anfang', ganz aus Eigenem!"

„Da gratulier' ich! Is das dein Ehrgeiz? Das eine aber sag' ich dir gleich — eine Bäuerin machen — dafür dank' ich! Dazu hat mich mein Herrgott net g'schaffen!"

„Überleg' dir's gut! Jetzt heißt's: entweder zusammenbleiben oder — na, du verstehst mich!"

Er hatte die letzten Worte klar und fest gesagt — sie verhörte sich nicht. Mit fliegender Brust saß sie vor ihm: „Das sagst du mir vor meinen eigenen Kindern? 'Nausjagen willst mich, du Unmensch?!"

Er stampfte mit dem Fuß auf. „Ratschweib! Wer hat das gesagt? Kaspar, ich ruf' dich zum Zeugen! Hab' ich das gesagt zu deiner Mutter?"

Der Junge stand blaß und bittend zwischen den Eltern: „Aber Vater! Aber Mutter!"

Georg sah ihn bitter lächelnd an: „Der geistliche Herr da. Der is net süß und net sauer. Das eine aber sag' ich euch allen: Wer net mit mir gehen will, der geht ohne mich!"

Er verließ die Stube. Bald nachdem er sich zu Bett gelegt hatte, kam auch Trudl. Schluchzend stand sie vor ihm: „Du bist allweil so hart zu mir, Schorschl!"

„Wohin käm' ich wohl, wenn ich weich wär'?"

„Eine reiche Bäuerin in Possenried — das is gewiß nix Schlecht's! Die tät' ich schon machen! Aber ob ich dazu taug'? Das Hotel, das war ja nur so ein Vorschlag! Ich hab' mir halt gedacht . . ."

Er wandte ihr den müden Kopf zu. „Was hast du dir gedacht?"

„Wir täten nach München zieh'n, wenn du die Mühl' verkauft hast."

„Nach München?"

„Da tätst du einen feinen Privatje machen, Schorschl."

„Und du eine feine Privatjese?"

„Es braucht ja net auf franzö'sch zu sein!"

„Nein, nein. Man kann's auch auf deutsch machen. Aber einstweilen bleibt's, wie ich's gesagt hab'. Ich bin kein Stadtkind, Trudl. Ich muß es erst als Bauer versuchen."

Er legte sich auf die Seite und schlief bald ein. Während Trudl sich entkleidete, sah sie auf sein hartes, nach Ruhe ringendes Arbeitsgesicht. Sie überlegte. Was mochte in ihm vorgehen? War er seiner Sache doch nicht sicher? Der trotzigste Bauer war zuletzt noch in die Stadt gezogen und hatte dort genossen, was zu genießen war. Den vorgeschriebenen Weg brauchte der Mooseder allein nicht zu meiden. Ein pfiffiges Lächeln kam auf Trudls verweintes Gesicht. Sie saß mit ihren nackten Armen auf dem Bett und betrachtete den schlafenden Mann. ‚Versuchen' hatte er gesagt? Nun ja, das

wollte sie auch und sich nicht zu sehr dabei anstrengen. —

Am nächsten Tage wurde in Possenried das Anwesen des Ignaz Breitsameter versteigert. An ihm hatte sich das Schicksal vollzogen, das Trudls geheimste Bosheit für Georg erwartete. In die Stadt war das Kriegsopfer gewandert, als sein Gut dem Hammer verfiel. Georg begab sich zur Versteigerung. Er wußte, daß er jeden anderen Bewerber schlug. So geschah es auch. König Mooseder kaufte den Breitsameter-Hof. Er war groß, aber vernachlässigt, doch seine Lage gefiel Georg, denn er grenzte an seinen ehemaligen Besitz und ließ auch den Hof von Zenta Aigner sehen. Der Schwester wollte Georg im neuen Leben nahe bleiben. Wider Erwarten fand er Trudl für den Kauf gestimmt. Sie, die immer durch das Äußere der Dinge bestochen wurde, setzte sich über alle inneren Mängel fort und lobte die Möglichkeiten, die herausgearbeitet werden konnten. Dahinter mochte etwas stecken — gleichviel — Georg hatte seinen Willen und

zum erstenmal die eigensinnige Freude, Bauer zu sein.

In Grafenreuth konnte man sich über die neueste Wendung der Dinge nicht beruhigen. Niemand hatte es anders erwartet, als daß der Müller, wenn er schon nicht in die Stadt zog, nur in einem rechten Protzengut Ersatz finden konnte. Einen verkrachten Adelssitz, eine kostspielige Musterwirtschaft, wie die des Grafen Burgdorf im Nachbarbezirk, mußte er kaufen. Statt dessen nahm er die peinliche Last auf sich, ein krankes Bett gesund zu machen, alte Mißwirtschaft in die Höhe zu bringen. Offenbar beherrschte ihn die Arbeitswut bis zum Wahnwitz. Man belachte den Ehrgeiz König Moosederѕ, aber er imponierte auch. In dieser Zeit der neuen Heimatliebe bekam man ein Beispiel vom ewigen Wert der Scholle. Der Verwöhnteste des Landes, kein armer Taglöhner lieferte es. —

Es war ein warmer, drohend schöner Vorfrühlingsabend. Rosig überglüht lag die Moosedermühle. Mit Absicht schien der Himmel seine schönsten Farben auf den alten

Menschensitz zu schütten. Alles klagte in stummer Pracht. Wie neu geschaffen erschienen die ehrwürdigen Gebäude. Zu einer gewaltigen Friedensarbeit ruhten die Räder der Mühle aus. Das bunte Tiervolk in den Ställen ahnte nichts von dem lauernden Morgen.

Georg hatte abgeschlossen. Jedes Konto stimmte — das frei und stark, wie immer, Daliegende war für sein Gefühl verschnürt und verpackt. Trudl hatte er sein Hauptbuch in die Hände gesteckt — er selbst fühlte plötzlich eine stolze Gleichgültigkeit gegen alles Geschäftliche. Er suchte noch eine stille Stunde, um umherzugehen, alles noch einmal zu betrachten, an sein banges Herz zu drücken. Doch diese Stunde wurde wertvoller, als er erwartet hatte. Bald, nachdem er nämlich in die abendliche Ruhe seines alten Besitzes hinausgegangen war, gesellten sich seine Kinder zu ihm. Erst Kaspar, dann Kati und Juli, zuletzt der Zacherl. Sie kamen, als ob sie darauf gewartet hätten. Sie krochen, wie verabredet, aus einem Schlupfwinkel tiefer Bangnis. Georg ver-

stand sie. Er dankte seinen Kindern mit einem Blick, er ließ sie nicht mehr von seiner Seite und fühlte nun erst ganz, was für das Vaterland geschah.

„Wir bleiben Nachbarn“, stieß er nach langem Schweigen hervor. Dieses merkwürdige Wort erklang an keiner poetischen Stelle, nicht unter der geliebten Inschrift über der Haustür. Am Schweinekofen sprach Georg Mooseder es zu seinen Kindern. Jetzt eben, da man alles verlassen wollte, füllte eine neue Generation von rosafarbenen Ferkelchen den reinlich geschaffenen, stets beschmutzten Raum. Man ließ darin am besten alle Sentimentalität zurück. In solcher Erkenntnis faßte Georg plötzlich seine Kinder und zog sie lachend in den Abend hinaus.



VIII.

Vor Tagesanbruch schon stand Georg mit seinen Söhnen vor dem Stammhause und lud die Möbel auf. Zwei Getreidewagen hatten sie mit schweren Gäulen bespannt. Kein Knecht half ihnen. Heimlich, als ob „gerückt“ werden sollte, geschah der Auszug. Trudl wurde überrascht und konnte mittags schon in eine fertige Behausung treten. So verabredete Georg es leise lachend mit seinen Söhnen.

Die beiden Wagen waren eben fort, als Trudl, die Augen reibend, in den Morgen hinaustrat. Georg schlug sich aufs Knie, als er seine Frau sah. „Du kommst halt immer zu spät!“ Trudl blickte ratlos auf den erhitzten Arbeiter. Dann wandte sie sich ins Haus zurück und entdeckte, daß sie mit ihrem Bett schon allein war. Er hatte also wirklich Ernst gemacht. Sie fand aber keine Ursache zu Vorwürfen. Als sie sich

mittags als Bäuerin wiederfand, in einer neuen, etwas weniger stattlichen Umgebung, wurde sie nicht verdrießlich. Sie rächte sich durch gute Laune an Georg. Da er selbst wie ein Pferd schaffte und auch Trudl zugreifen sah, begriff er erst allmählich ihre wahre Stimmung: Die Wirtstochter aus Pappenheim brauchte sich nicht mehr ‚imponieren' zu lassen. Jetzt erst wußte sie, wie die Mühle sie eingeschüchtert hatte. Was den Mooseder unüberwindlich gemacht hatte, war nun dahin.

Er kannte sie und hielt sich bei ihrem Triumph nicht auf. Immerhin war ja das neue Leben ohne den Glanz, den Trudl von dem großen Geschäft erwartet hatte. Geschuftet wurde vom Morgen bis in die Nacht. Dabei war man reich, sehr reich. „Das Narrenhaus" wurde der neue Moosederhof bald genannt. Sich plagen, ohne es nötig zu haben — das verstand kein Mensch. Die Frau wurde den Leuten am rätselhaftesten. Was in dem abgedankten ‚König' vorgehen mochte, ahnte man allenfalls. Man sah ja, was mit seinem ehemaligen

Reich geschah. Die Pluto-Oswald-Werke arbeiteten schnell. Sie hatten nur den einen Zweck im Auge: fertig zu werden. Das gab ein Tempo! Nicht an einer, an hundert Stellen zugleich fing der Bau an. Auch im Walde arbeitete schon der schöpferische Zerstörungsgeist. Die eigentlichen Helfer aber wurden noch erwartet. Nicht die daheimgebliebenen Männer genügten — man baute am Waldesrand eine riesige Scheune mit weiten Stachelzäunen herum. Sie konnte nicht fürs liebe Vieh bestimmt sein, denn das stand ja in den guten, alten Ställen. Bald erfuhr man, was der sonderbare Neubau wollte: Tausend russische Gefangene wurden erwartet. Die sollten die Hauptarbeit tun. Wenn die erst zugegriffen hatten, konnte die Fabrik bis zum festgesetzten Termin eröffnet werden.

Georg hörte davon, aber er forschte nicht weiter danach. Er ließ die wildesten Gerüchte über sich hinströmen. Auf seinem Bauernhof arbeitete er mit einer Wut, als wollte er sich für das Weltgeschehen blind und taub machen. Das einzige, was ihm

bewußt blieb, war: ‚So muß es sein! So muß es sich vollziehen! Ich hab' meine Sache abgeliefert!‘

Siegesnachrichten aus West und Ost linderten seine lauernde Pein. Er klammerte sich an die Hoffnung des Ganzen. Er kannte die täglichen Zeitungstelegramme auswendig. Gefährlich war es, gerade ihm, dem freimütigen Volksmann, als Pessimist zu kommen. Er verhöhnte jeden ‚Miesmacher‘. Er warf jede Unke zur Tür hinaus. Wenn er sich nicht ganz der gemeinsamen Sache einverleibte, glaubte er sich verloren. Leidenschaftlicher, als bei den Vätern, die ihre Söhne ins Feld geschickt hatten, wurde sein Patriotismus. Jene konnten mit einem Leid allein sein, das gleichgültig blieb gegen das große Ziel. Rüttelte irgendeine ‚Sache‘ die Elterntrauer noch auf? Scheu schritten die Mächte der Welt daran vorüber. Sie warteten, bis der gebeugte Einzelmensch sich wieder für das Ganze gefaßt hatte. Georg aber hatte Geld bekommen für sein Opfer, Geld. Plötzlich, wenn er schweißtriefend einen alten Misthaufen umgrub, kam ihm

dieser lähmende Gedanke. Richtig wäre wohl das gewesen, was ihn bei den Leuten vollends zum Narren gemacht hätte — richtig wäre es gewesen, die ganze, gewaltige Mühle ohne Bezahlung herzugeben. Als Steuer im Namen der Vorfahren. Erlösung lag in diesem tollen Gedanken. Mit geschlossenen Augen hielt Georg ihn eine Weile im Gehirn fest. Dann aber ließ er ihn fahren. Das war ja keine Wirklichkeit. Er warf die Schaufel von sich und ging in den dunklen Abend hinaus. Wieder zog es ihn zu seiner Schwester Zenta.

Ein Gewitter stand am westlichen Himmel. Goldumrandet, eine schwarzblaue Wolkenburg, türmte es sich. Leise klagend sang der Wind durch das geladene All. In dieser Schwüle fröstelte es Georg. Nie hatte er sich so schicksalsvoll umlauert gefühlt. Was war denn alle Pflicht und Last, wenn Gott dazu nein sagte? Hoffentlich war Zenta daheim. Volles Verständnis konnte Georg bei ihr nicht erhoffen, aber das andere, das einzige, das letzte: Liebe.

Still lag der Aignerhof. Sonst war Zenta auch nach Feierabend noch draußen und tat irgend etwas, wozu der Arbeitstag ihr keine Zeit gelassen. Heute schwieg alles. Ausgestorben schien das Haus. Doch nein — die Kuhmagd mußte im Stall sein. Es war ja Melkstunde. Fast furchtsam öffnete Georg die Tür zu dem warmen, duftenden Raum. Er erschrak. Ein Weib saß unter der scheckigen Kuh, aber es molk nicht, wenn es auch gebückt auf dem Schemel hockte. Er sah auch nicht die lange, alte Magd, sondern die Bäuerin selbst, die kleine, rundliche Zenta. Ihr Gesicht war tief in die Hände gekrallt. Georg konnte nur das blaue Kopftuch sehen auf der gebückten, dunklen Gestalt. Aber er wußte sofort, daß das einsame Menschenwesen einen Schmerz aussprach, gegen den der seine zwerghaft war. Erschüttert blieb er stehen. Die Kühe fraßen nicht, sondern wandten glotzend die behörnten Köpfe nach dem Eindringling um. Schließlich stieß die Gescheckte ein dumpfes Gebrüll aus. Da regte sich Georg. Er trat an Zenta heran und legte ihr die Hand auf

die Schulter. Jetzt erst bemerkte sie sein Kommen. Aber sie löste die Hände nicht vom Gesicht. Ein Zittern durchlief ihren Körper. Georg atmete immer schwerer in dem heißen, duftenden Stall. Er starrte in die bösen Kuhaugen, dann beugte er sich endlich zu Zenta nieder: „Was hast denn? ... Zenta! ... Wo steckt denn die Magd? Hast heut' selber gemolken? Aber der Eimer is ja leer!"

Sie warf sich auf ihrem Schemel: „Was schiert mich die Kuh! Soll's zerplatzen! Ich melk's nimmer!"

„Zenta! Was is denn geschehn? Bist du ganz allein? Wo is die Magd?"

„Ich hab's davongejagt, das Mensch! Ich will niemand mehr um mich haben ...!"

„Zenta, sag', hast du vielleicht was gehört — was von deine Buben?"

Sie war mit bebenden Knieen aufgestanden. Ein tierischer Wehlaut schrie aus ihrer Brust. Sie umklammerte plötzlich ihren Bruder: „Der Hansl!"

„Was? Was is mit'm Hansl? Sag'!"

„Hin is er!"

Jetzt konnte sie weinen. Ein Brief war ihr entfallen. Georg bückte sich und las. Wenige Zeilen waren es vom Peter, dem Jüngeren. Er teilte seiner Mutter mit, daß Hans bei einem Sturmangriff in Flandern gefallen sei. Ein Bajonettstich ins Herz habe ihn getötet. Georg ließ die Mutterseele sich austoben. Sein Herz krampfte sich in Erbarmen, aber er fühlte auch eine rätselhafte Besänftigung seiner eigenen Zerrissenheit. Sein Leid, das ihm so groß erschien, schrumpfte vor diesem zusammen. Er stand nach trüben Zweifeln wieder als zuversichtlicher Mensch bei einem Menschen. So kam Zentas Anklage nicht zu Worten. So wurde er selbst wunderbar beredt. Er tröstete die Schwester, er vermochte es. Als es Nacht wurde, war Georg noch immer bei ihr. Trudl sorgte sich nicht um ihn — das wußte er. Endlich ließ Zenta ihren Bruder gehen. Sie dankte ihm mit dem Selbsttrost, den er ihr geweckt hatte: „Der Hansl ruht sich nun aus! Herrgott im Himmel, laß mir den Peter!"



IX.

Sommerarbeit nahm Georg in ihre zwingenden Arme. Wach und betäubt kam er aus einer Stunde in die andere. Einen Berg von Pflichten fand er jeden Tag. Er begriff es nun erst, was es hieß, aus einem Verband, den Jahrhunderte errichtet hatten, herausgelöst zu sein. Ein Papier war leicht unterschrieben, aber Grundstein werden für ein neues Dasein, das war schwer.

Georg mußte überall sein — in den Ställen, in den Stadeln, auf den Feldern. Seine Helfer hatte er hergegeben, bis er allein gestanden — nun bat er um Arbeitskräfte, und sie mußten ihm versagt werden. Fort war die männliche Jugend — was überblieb, haspelte mit, konnte nur mühsam schaffen. Ein wunderliches Gesinde versammelte König Mooseder, der neue Bauer von Possenried. Grauhaarig und gebückt, bresthaft waren die meisten. Moralisch und

physisch Geschädigte boten sich an. Aber die Gewißheit, unterkriechen zu können, wieder etwas zu gelten auf dieser harten Welt, machte sie brauchbar.

Der neue Hof begann zu gedeihen. Trotzdem wollte keine Lebensfreude darin aufkommen. Georg grübelte oft, woran das wohl liegen mochte. War die ganze Welt verwandelt? Oder fehlte ihm nur der Segen der Befriedigung, weil er den Boden seiner Väter verlassen, weil er ein Weib neben sich hatte, das verdrossen auf Böses sann? Er arbeitete im Schweiße seines Angesichts an einem neuen Lebenssinn — die aber, für die er es tat, machten seine Arbeit täglich sinnlos. Kaspar hatte stets die erstaunte Frage im Blick, die des Vaters Herz erzittern ließ. Zacherl schien immer ein Türchen zum Entschlüpfen zu suchen. Die Mädchen aber flüchteten sich zu seltsamen Feierstunden, wo niemand sie aufstören durfte. Da hockten sie irgendwo im Speicherwinkel oder auf dem Heuschober und flüsterten von geheimnisvollen Dingen. Gebete mochten es sein, denn sie wurden

immer frommer, die blassen, traurig anmutigen Wesen. Georg wandte sich in dumpfem Trotz von ihnen ab. Was hatte er von solchen Weibsbildern? Mochten sie sich in ihre Schrullen einwickeln — den Weg zum Glück gingen sie doch nicht. Zwei Moosedertöchter lernten keinen Mann kennen! Und die Mutter? Die lag auf der Lauer. Die war nur scheinbar Bäuerin in Possenried. Eine Komödie spielte sie mit, die einmal jäh zu Ende gehen mußte.

So sah die Last aus, die auf den Schultern des abgedankten Herrschers lag. Überall schleppte er sie mit, und abends, wenn er sie leichter wähnte, wog sie schwerer. Er mußte sie auch ins Bett mitnehmen. Doch auch ein wichtiges Gut des Tages wurde ihm geraubt: Er fand die Ruhestunden bei seiner Schwester nicht mehr. Zenta hatte sich tief verändert. Ihr heiterer Arbeitsglaube war dahin. Dabei tat ihr Gefühl dem älteren Sohn, der noch draußen in Flandern kämpfte, kein Unrecht. Hans, der Gefallene, war ihr Liebling gewesen, doch dem Peter gehörte nun ihr ganzes Hoffen.

Nur die Fähigkeit dazu war in Zenta erschüttert. Die Möglichkeit der Beraubung, die man ihr angetan, verwand sie nicht. Jetzt erst fühlte sie auch Peter preisgegeben. Jeder Morgen, in den sie sonst mit gläubiger Kraft hinausgegangen, war ihr umwölkt. Heute konnte die Nachricht kommen, die lauernde, die den Weltuntergang bedeutete: auch Peter hin . . .

Sie fand nicht den Mut, von Gott den Vertrag zu erzwingen, daß er dies verhindere. Sie sah Mächte zwischen sich und ihm, die aus dem altvertrauten Kindergott einen fremden Dämon machten. Zenta wußte im Innersten nicht mehr, ob das Gute oder das Böse die Welt regierte. Wenn ihr Bruder jetzt zu ihr kam, weinte sie plötzlich, schon bei seinem Anblick. Die ersehnte Rast machte sie ihm zur Unerträglichkeit.

Da wurden seine Besuche immer seltener. Um so mehr aber wurde er selbst von einem Gaste heimgesucht, den er früher gebannt hatte. Wenn er in brennender Mittagsstille auf dem Felde arbeitete, trat sein Bruder Jakob zu ihm. Als barfüßiger,

armer Wandersmann kam er über den holperigen Ackerpfad. Mit einem tiefen, spöttischen Lächeln ging er an Georg vorbei und sprach ihn nicht an und rückte kaum den Hut. Wenn er vorüber war, phantasierte Georg schweißgebadet: ‚er ist ja tot, er ist ja viele Jahre tot, und ich hab' ihn noch immer für lebendig gehalten. Warum sucht der Tote mich heim und verhöhnt mich? Die Mühle ist verkauft, wir stehen quitt!' Wütend schlug Georg mit seiner Hacke in den schwarzen Torfboden. —

Als er eines Nachmittags keinen Frieden finden konnte, erhob er sich, fuhr in den Rock und ging mit trotzig aufgestülptem Hut zur ‚Nachbarschaft' hinüber. Wochenlang war er nicht auf seinem früheren Grund gewesen — heute zog ihn eine ursachlose, brennende Neugier hin. Er wollte sich an all' dem Verlorenen weiden. Er wollte die Zerstörung sehen, die dem unbegreiflichen Geist der Zeit Aufbau hieß.

Als er über die Landstraße ging, in die der Weg durch den Wald mündete, sah er plötzlich eine Staubwolke, die nur von einer

großen Menge Menschen herrühren konnte. Soldaten waren es nicht — das hätten die Possenrieder ihm schon erzählt. Alles konnte jetzt übersehen werden, nur keine Soldaten. Was aber war sonst in dem langen Zuge zu vermuten, der sich dem Bau der Fabrik näherte? Georgs Herz pochte. Zum erstenmal also kam ihm heute in den Weg, was er bisher gemieden hatte. Er wußte es selbst nicht, warum. Nur weil es arme, gefangene Menschen waren? Feinde? Oder mied er sie vielleicht, weil sie Hand an sein ehemaliges Gut legten, rastlos und gleichmütig?

Schweren Schrittes kamen sie an ihm vorüber. „Verzaubert sind sie, wie ich", dachte Georg. Er hatte einmal von Menschen gelesen, die auf dem Planeten Mars leben sollten. Die hatten die Art und Gestalt der Erdengeschöpfe, aber sie trugen andere Farben an ihren Körpern, sie waren noch seltsamer als Neger und Indianer gefärbt, sie waren blau von Haut und grün von Haar, und ihre Augen leuchteten golden. An diese Marsmenschen mußte Georg jetzt denken.

Die Russen waren freilich nicht so bunt, aber sie schienen ganz und gar als gelbgraue, erdfarbene Geschöpfe geboren zu sein. Lehm statt Blut konnte in ihren Adern fließen. Dazu paßte der schwere, ausgeleierte Schritt, die gebückten, plumpen, wie aus Sandstein gehauenen Gestalten. Nicht einmal die kleinen, tiefliegenden Augen holten etwas Feuer aus den wahrhaft irdischen Geschöpfen. Gleichartig wirkten sie in ihren schmutzigen Mützen und Mänteln, in ihren groben Stiefeln und Schuhen. Nur wenn man schärfer hinsah, konnte man zwischen den gelbgrauen Bußgewändern eine verschossene Uniform entdecken. Auch einige Fellmützen, hoch und sonderbar, verlauste, traurige Märchenpracht, sah Georg. Das waren wohl Sibirier oder Kaukasier oder Kosaken vielleicht? Hier sah er sie, zwischen Grafenreuth und Possenried.

Georg starrte die Vorüberziehenden an — schonungsloser, als ihm bewußt wurde. Die Russen waren daran gewöhnt. Sie achteten weder mit Spott, noch mit Ärger darauf. Erst als der letzte Trupp kam,

wurde es anders. Die Landsturmmänner, die ihn führten, waren Possenrieder. Der eine hatte sogar in der Moosëdermühle gedient. Plötzlich erkannte er seinen ehemaligen Herrn. Er grüßte militärisch, aber mit Ehrerbietung, als ob ein Oberst am Wege stände. Die Russen merkten es, daß da ein besonderer Beobachter war. Ihrem Dolmetsch, einem hohen, blonden Letten, flüsterte der Landsturmmann die Sensation zu. Dieser teilte sie den Russen mit. Georg verstand, was geschah. Sonderbarerweise erwartete er eine Kundgebung der Feindseligkeit. Doch sein überreiztes Gemüt wurde angenehm enttäuscht. Der tiefe Knechtssinn, der den Russen eingeboren, offenbarte sich auch in der Fremde. Sie sahen einen Abglanz ihres Zaren am Wege. Der deutsche Herr, entthront oder nicht, erregte ihre Ehrfurcht. Einige faßten an die Mütze, andere sahen in demütiger Neugier zu ihm hin.

Sie waren vorüber. Georg ging ihnen nach. Er rückte den Russen allmählich näher. Plötzlich stieß er mit dem letzten

zusammen. Das hatte, wie er bald erkannte, seinen besonderen Grund. Der Gefangene war krank. Der arme, schwächliche Mensch konnte sich nicht mehr weiterschleppen. Er fiel plötzlich. Seine Nebenmänner bemerkten es in ihrem stumpfen Trott erst, als der Kamerad hinter ihnen lag. Sie bemühten sich nicht um ihn — gleichgültige Ermattung hemmte ihr Mitleid. Einer nur entschloß sich ebenfalls zurückzubleiben und rief ihn mehr ärgerlich, als hilfreich an — er solle aufstehen, er soll sich beeilen. Der Kranke schlug nur ein wenig mit den Armen um sich. Jetzt waren mit langen Schritten auch zwei andere bei ihm: der blonde Dolmetsch und der Landsturmmann, der in der Moosedermühle gedient hatte. Auch Georg näherte sich.

„Ist er krank?" fragte er den Soldaten.

„Scheint so, Herr Mooseder. Man weiß zwar nie, ob's echt is bei denen. Schlau sind die Kerle und faul — am liebsten möchten's kutschiert werden. Das erlebt man jeden Tag. Man hat schon seine Not mit ihnen." Der Soldat beugte sich über den Regungs-

losen: „Rußki! Was is? Steh' auf! Hier kannst doch net liegen bleiben! Magst net aufstehn, du?" Er wartete ein wenig, dann ließ er von ihm ab. Ärgerlich wandte er sich zu dem Letten: „Du, Dolmetsch, wozu bist denn du da? Sag's ihm! Mich versteht er net! Is nur noch eine Viertelstund' bis zum Lager! Da kann er sich auf'n Strohsack haun und schnarchen! Is ja eh' nix mit ihm anzufangen!"

Der blonde Lette beugte sich über den Kameraden und sprach leise, eindringlich auf ihn ein. Dann richtete er sich seufzend wieder auf und schüttelte den strohfarbenen Kopf: „Kann nicht, Herr Unteroffizier!"

„Was heißt das?"

„Is sich krank! Hat sich Blut auf Zunge! Wird sich gleich auf Lippen sein! Will Herr Unteroffizier sehen?" Der Dolmetsch zog sein Sacktuch hervor und strich damit über den Mund des Kranken — dann wies er den roten Streifen auf dem Tuche vor.

Der Soldat sah unschlüssig Georg an. Dieser beugte sich nun auch zu dem Ohn-

mächtigen. „Den hat's erwischt, Mittermaier — man wird ihn halt tragen müssen."

Der Landsturmmann geriet in einen wunderlichen Zwiespalt. Der Kranke tat auch ihm leid. Doch einerseits hatte e r hier zu befehlen — andererseits war die Einmischung König Mooseders schwer zurückzuweisen. Vorsichtig suchte er den Mittelweg. „Wenn's aso is, daß der Gefangene und daß er net marschfähig is, alsdann werd' ich schon Befehl geben, daß er getragen wird, Herr Mooseder."

„So gib halt Befehl. Sonst stirbt er dir unter den Händen."

Mittermaier bekam einen roten Kopf. Er erwiderte nichts, sondern wandte sich kurz ab. Es lag etwas in seiner Bewegung, als wollte er sagen: ‚Was weiß ein Zivilist davon!' „Hebt's ihn auf!" rief er dann barsch. „Nehmt's ihn ein jeder am Arm — so bringen wir ihn heim!"

Der Dolmetsch und ein russischer Kamerad folgten dem Befehl. Jetzt hing der Kranke wie ein Sack zwischen ihren Armen. Als man die ersten Schritte getan, strauchelte

er, wie ein sinnlos Betrunkener. „Geht auch nicht", erklärte der Dolmetsch. „Müssen Bahre holen."

„Unsinn! Wird keine Bahre net geholt! Sollen wir hier eine Stund' lang haltmachen, bloß bis ihr wieder da seid?"

„Könnt ja vorausgehen! Wir kommen schon nach!"

„Maul halten, Dolmetsch! Darüber bestimm' i ch!"

Der Unteroffizier wandte sich aufgeregt wieder zu Georg: „Sie wissen ja net, was man alles erlebt mit die Leut', Herr Mooseder! Am End' wollen's nur entwischen mitsamm' und einen Extraposten kann ich net dalassen für die drei! Da vorn stehen noch 250!"

Georg nickte. Er zeigte, daß er auch Mittermaiers Lage würdigte. „Gehen kann er aber net, Mittermaier. Lassen's jetzt nur die Leut'. Sie wissen ja wohl noch, was ich für einen Rücken hab'. Denken's an unsere Mehlsäck' in der Mühl', Mittermaier. Ich trag' den Mann schon allein ins Lager. Ich

faß' ihn unter die Schultern — also, gut, der Dolmetsch kann die Füß' nehmen."

„Herr Mooseder!"

„Macht's net soviel Geschichten! Is denn das auch net erlaubt?"

„Das schon!"

„Also, los!"

Die Russen hatten etwas zu schauen. Da ging wirklich der reiche deutsche Mann und trug ihren armen Kameraden. Er zeigte sich als geübter Sanitäter. Sergius Alexejew aber, der Dolmetsch, der die Füße des Kranken hielt, hatte Georg mit einem wundersamen Blick betrachtet. Es war ein Blick, der Georg in der Seele blieb. Sergius Alexejew hatte eine Vision, die ihn so erschütterte, daß der schwere, starke Mann sich kaum aufrecht hielt. In Friedenszeiten hatte sein Leben ein Genius beherrscht, dessen Angesicht er nie erblickt hatte. Nie war Sergius Alexejew ins Innere des ungeheuren Russenlandes, nach Tula, nach Jaßjana Poljana gekommen. Doch die Schriften jenes Grafen, der ein Zar der Geister gewesen, kannte er alle. Jetzt

glaubte er ihn doch noch aus seligem Gefilde herabgestiegen. Das slavische Schmerzensantlitz war es nicht, und es fehlte der breite, weiße Bart, die tiefen, dämonischen Augen. Ein deutscher Bauer trug mit ihm des Krieges Leidenslast. Aber die gute Tat war es, die auch dem Deutschen aus der Schrift erblühte. Die gute Tat, die alles Grauen vergessen ließ und Christi Sendung auf Erden offenbarte.

Unteroffizier Mittermaier marschierte heute strammer als sonst. Von Zeit zu Zeit sah er auf seinen ehemaligen Herrn. Mit verlegenem Lächeln wandte er sich plötzlich zu ihm: „Das wird der Herr Mooseder ja verstehn: Es geht halt net immer, wie man möcht."

„Das is richtig, Mittermaier."

„Ich mein' halt — es is halt wirklich eine heikle Sach', Herr Mooseder. Die Leut' haben halt eine schwere, ungewohnte Arbeit in der ersten Zeit! Wird später schon besser werden!"

„Gewiß, Herr Unteroffizier." — Es tat Mittermaier wohl, daß König Mooseder ihn

plötzlich titulierte. Er schwieg, indem er nur noch zuweilen verlegen lächelnde Blicke zu ihm hinüberwarf.

Endlich war man im Gefangenenlager. Georg trug den Kranken bis an sein Bett. Die Ankunft des Arztes wartete er nicht ab, sondern entfernte sich rasch, nachdem er dem Dolmetsch die Hand gedrückt hatte. Staunend sahen das die anderen Russen. — „Der muß hier viel zu sagen haben, daß er sich so was erlauben kann", meinte ein jüdischer Schneider aus Warschau.

Der Dolmetsch schüttelte den Kopf. „Die Deutschen sind gehorsam, aber sie leben auch nach eigenen Gesetzen", antwortete er ruhig. Die Gefangenen sahen den Letten an. Sie verstanden ihn oft nicht und waren doch immer begierig, seine Gedanken zu erfahren. — —

In die Fabrik ging Georg nicht mehr hinüber. Das verschob er auf einen ruhigeren Tag. Heute fühlte er sich angestrengt — nicht durch das Tragen, sondern durch das Erlebnis. Es zog ihn, wie einst, wenn er Frieden gesucht, in den Wald. Ohne

Überlegung, ganz in alte Träume verfangen, betrat er ihn. Plötzlich stieß er heftig gegen einen Baumstumpf. Von dumpfem Schmerz erfüllt blieb er stehen. Was war denn das? Er ging doch den vertrautesten Weg, wo es niemals Baumstümpfe gegeben hatte? Fast regte sich noch der Zorn des Besitzers in ihm. Oder war er vom Wege abgekommen?

Gewaltsam sich besinnend, stand er. Er befand sich überhaupt auf keinem Wege, sondern auf zertretenem Waldboden. Wild fuhr er auf. Hier hatten die schönsten Edeltannen gestanden! Wer hatte Hand an sie gelegt? Nun ja ...! Er rieb sich die Stirn. Was vergaß er denn wieder? Die neuen Besitzer freuten sich nicht an Prachtbäumen, sondern brauchten Platz. Es war wie ein Schlachtfeld um Georg herum. Allmählich erinnerte er sich an den Plan, den die Bauleitung mit dem Walde gehabt. Man hatte ihn ja in alles hineinblicken lassen. Schon merkte er die akkurate Ausführung. Das beruhigte ihn. Er wußte wieder: ihm zur Rechten wurde ein Drittel des Forstes niedergelegt. Der war als Baugrund nötig.

Eine Mauer von Tannenzweigen, zierlich geschichtet, trennte den Zerstörungsteil von dem, der vorläufig nicht angetastet wurde. Links Natur, rechts Zweck — das schien als amtliche Vorschrift auf den ganzen Wald geschrieben zu sein. Dumpf beschwichtigt, musterte Georg alles — die Arbeit, die geleistet wurde, die gewaltige Arbeit mußte er anerkennen. Als die Sonnenstrahlen aber gar zu lustig auf dem grünen Moosboden tanzten, als die Singvögel in den Zweigen ihre Lieder jauchzten, als ob es der Welt nie eingefallen wäre, Krieg zu führen, blickte Georg zornig auf. ‚Was soll das?‘ fragte es in ihm. ‚Seid's still, Kreaturen! Wozu seid ihr zu gebrauchen? Ich hab' euch mitverkauft!‘ — —

Mehr als einen Monat ließ Georg vergehen, bis er wieder das Gebiet der Fabrik betrat. An einem Augustmorgen aber, als er seine Leute bei der Erntearbeit wußte, schlenderte er wieder heran. Er hatte eigentlich einen andern Weg machen wollen, nach Schleedorf hinüber, um nach den Äpfeln zu schauen — mit einem solchen

Selbstbetrug aber kam er dem wirklichen Ziel immer näher. Als er vor der Tafel stand, die Unbefugten den Eintritt streng untersagte, überlegte er. Sollte König Mooseder kehrtmachen? Er, von dem die ganze Herrlichkeit am Ende herkam? Er wußte, daß er überall Zutritt hatte, ohne um Erlaubnis zu fragen. Doch ordnungsgemäß sollte jeder seiner Schritte sein. So trat er zunächst in die Baukanzlei, um sich einen „Paß" zu erbitten. Schüchtern stand er in der trüben Baracke. Aber der Bauführer, der an einem Schreibpult saß, erhob sich und ging ihm entgegen. Seine Höflichkeit hatte Überschwang, etwas Befreites, als ob er schon lange auf Georgs Besuch gewartet hätte. Laut lachte der Bauführer, als Georg etwas von „Paß" murmelte. „Aber ich bitt' Sie, Herr Mooseder! Kommen's, gehen's her, erlauben's mir, daß ich Sie führe!"

Mit betroffenem Lächeln folgte Georg dem Beamten. Die Gelegenheit war gut. Den Bauführer als Erklärer zu haben, war angenehmer, als scheu herumzuschleichen, in ständiger Sorge, von einem Aufseher für

einen Spion gehalten zu werden. Georgs Führer ahnte nicht, wie wenig König Mooseder sich hier als ehemaligen Besitzer fühlte. Deshalb gab er seine Erklärungen mit respektvoller Gewissenhaftigkeit ab. Er glaubte überall die Vergangenheit schonen zu müssen. Staunend folgte ihm Georg. Das hatte er sich doch nicht träumen lassen. Mühsam erkannte er noch das Stammhaus seiner Familie wieder, die Wirtschaftsgebäude der Mühle zwischen dem Gewirr des Neuen und Fremdartigen. Besser wär's eigentlich, wenn auch das nicht mehr da wäre, dachte Georg. Überflüssig ragte das alles traurig verwunschen in die Gegenwart hinein. Da drüben aber über der Tür war noch die alte Inschrift! Georg vermied es, hinaufzuschauen. Mit brennenden Augen zwang er sich, nur das Entstehende zu erkennen. Das war nicht leicht. An hundert Stellen zugleich wurde gearbeitet. Gräben zog man, Brücken schlug man, Steine wurden geschichtet. Wie Pilze wuchsen schmucke Arbeiterhäuser aus der Erde. Nun stand man, nach mühsamem Klettern über Stege

und Bretter vor dem gewaltigen Hauptbau. Georg riß die Augen auf. Unwillkürlich tastete er mit den Händen hinter sich. Was für ein Gewimmel! Ja, jetzt glaubte er es, daß dreitausend Menschen an diesem Bau schafften. Eine Stadt für sich wurde das Werk. Klopfend, grabend, schleppend, windend — Arbeitslärm lebendiger Kräfte und doch im Maschinentakt. Deutsche Maurer legten gelassen Stein auf Stein. Die fremdartigen Russengestalten aber waren Georg nicht mehr fremd. Er sah sie eben kommen, zu dreißig, zu fünfzig, und an langen Strängen eine ungeheure Granitlast schleppen. Sie dienten, sie dienten — wem dienten sie denn? Georg atmete tief und breitete seine Arme vor diesem schaurig-schönen, tausendfach bewegten Bilde. Dann flüsterte er: „Ja, ja! So muß es sein! Grad so! Macht's fertig!"

Der Bauführer sah ihn verwundert an. „Was meinen's, Herr Mooseder? Fertig? O, du mein Herrgott! Damit hat's noch gute Weil'! Aber übers Jahr — da können's mit Eröffnung feiern!"

X.

An einem Sonntagmorgen trat Ignatius Glas, der Bürgermeister von Possenried, in Georgs Stube. Georg sah den kleinen, schiefschulterigen Mann nicht gern kommen. Seiner unbestimmten Demut war nicht zu trauen. Er trug eine eifersüchtige Angst in sich herum, daß König Mooseder sich auch für seinen Bürgermeisterposten interessieren könnte. Georg lag freilich nichts ferner, als nach der Mühle Possenried zu beherrschen.

„Ich komm' halt wegen einer fatalen G'schicht!", sagte Ignatius Glas, den runden Hut in den Händen drehend. „Es is uns nämlich ein Russ' g'storben."

„Wo? Im Lager oder bei der Fabrik?"

„Im Lager halt, im Lazarett."

„Is' der vielleicht, der letzthin auf dem Marsch krank geworden is?"

Ignatius Glas sah Georg mißtrauisch an: „Was weißt'n du davon?"

„Nun, man hört doch allerlei", erwiderte Georg ausweichend. „Is er also doch gestorben, der arme Tropf. Und kein Mensch weiß hier was von ihm. Das wird eine stille Leich' geben."

Der Bürgermeister lachte kurz: „Ja, das is ja grad' die G'schicht, z'wegen dem ich komm'! Im Gegenteil! Die Russen möchten all'z'samm, daß ihr Kamerad mit militärischen Ehren begraben wird!"

„So? Das is recht! Das gefällt mir!"

„Das hab' ich mir gedacht! Aber schaust du denn garnet auf die Schwierigkeiten, Mooseder? Sollen wir jedem russischen Haderlumpen, der bei uns verschnauft, ein christliches Grab auf unserm Gottesacker geben?"

„Wo willst ihn denn sonst lassen? Da er ein Christ war wie du, und ein Soldat wie deine Buben?" Georg richtete sich bei diesen Worten auf.

Der kleine Bürgermeister erwiderte vorsichtig: „Darüber läßt sich streiten. Aber die Sach', ich mein', was die Sach' is, Mooseder, das is halt die Sach' vom Ge-

meinderat. Da haben wir alle mitzureden. Deshalb bin ich hier, denn ich mag net die Verantwortung allein tragen. Sonst hacken's am End' wieder auf mir herum. Der Herr Pfarrer und der Herr Koop'rator —"

„Was sagt denn der Herr Pfarrer?"

„Der tät' ganz energisch nein sagen, wann der Herr Koop'rator net wär'."

„Und was sagt der Herr Kooperator?"

„Der is net dagegen, weil's in Grafenreuth schon zwei Russen begraben haben."

„Na, alsdann! Frisch gewagt is halb gewonnen! Unser Pfarrer braucht ja net mitzugehn!"

„Aber das is ja das Schlimmste! Stell' dir doch vor, irgend so ein fremder Pfaff' auf unserm Gottesacker, so ein Popanz oder wie sie's heißen, aus München!"

„Ein Russ' muß auf russisch begraben werden! Die Hauptsach' scheint mir, wie die Militärverwaltung zu dem Begräbnis steht!"

„Der Herr Kommandant vom Gefangenenlager hat nix dagegen!"

„Na, alsdann!"

„Aber wir zwei müssen jetzt alles bereden, denn die andern im Dorf, die wollen nix damit zu tun haben! Die Russen haben nämlich einen, du kennst ihn auch, das is ihr Dolmetsch, solch Blonder, Langhaxeter, der deutsch versteht! Der will die Sach' in die Hand nehmen!"

„Und ich will's für euch! Sind wir jetzt einig?" —

Am Vormittag noch meldete Georg sich ordnungsgemäß bei dem Landsturmfeldwebel. Dieser führte ihn zu dem Dolmetsch Sergius Alexejew. Der Lette zeigte eine so freudige Erregung, als er Georgs Wunsch erfuhr, daß dieser ihn ergriffen betrachtete. Es war das erstemal, daß Sergius Alexejew nicht mehr unter dem harten Kriegsgesetz stand. Seine Brust wurde von Möglichkeiten ergriffen, die außerhalb des furchtbaren Völkerzwistes lagen. Er sah einen Menschen vor sich, mit dem er sich menschlich verständigen konnte. Freilich waren ihm nur zehn Minuten vergönnt — der Feldwebel stand wartend dabei. Aber die Grundlage für die Verständigung war ge-

geben. Überstürzt, ein verklärtes Lächeln auf dem blassen Gesicht, sprach Sergius Alexejew: „Armer Mensch, Herr! War sich guter, guter Kamerad, hat sich immer gesungen, nie geklagt! Ich kannte ihn schon in Rußland! Waren beide in derselben Stadt! Verstehen mich, Herr? Wie sagt man doch in Deutschland? Apotheker! Apotheker bin ich, Apotheker war Fedor Nikulin! Ich kenne seine ganze Familie! Seine Frau hat frühen Tod gehabt, denn Fedor Nikulin ist nicht gern in Krieg gegangen! Warum? Er war nicht militärisch! Er hat Geige gespielt, wenn er nicht gemacht hat Pillen und Medizinen! Ich bin auch nicht gern gegangen! Warum? Weil meine Mutter war ein Deutsche! Zum Glück ist sie lange tot, denn der Krieg hätte ihr das Herz gebrochen! . . . Aber der Herr Feldwebel schaut — ich habe nicht mehr Zeit, ich weiß, Herr Feldwebel . . .“

„Wie denken Sie sich das Begräbnis?“

„O, wenn wir haben dürfen christliches Grab für Fedor Nikulin, zwischen christlichen Gräbern, dann wird Kommandant eine Ab-

teilung von uns gehen lassen als Ehrenwache, mit Kreuz und Kranz, und Pope wird kommen aus München, und alles wird sein, wie zu Hause! Ich werd' es Lisaweta Nikulin schreiben, wie es gewesen ist, und sie wird großen Trost haben mit ihren Kinderchen! .. Doch halt! Da fällt mir noch etwas Wichtiges ein! Noch einen Augenblick, Herr Feldwebel! Ich werde halten Ansprache an Kameraden und werde vorher geben Ansprache an Herrn Kommandanten und werde öffentlich Dank abstatten von uns Gefangenen an Herrn Kommandanten!"

Georg gab Sergius Alexejew die Hand und ging. Unterwegs verfolgte es ihn noch, daß der Feldwebel den Händedruck mit erstaunter Mißbilligung beobachtet hatte. Gewiß, er hatte unvorsichtig gehandelt. Er hatte einen Augenblick vergessen, daß ein deutscher Mann mit einem Russen sprach. Aber Georg Mooseder war es gewöhnt, daß man seine selbständigen Bewegungen mißverstand. Es festigte nur seine Absicht, die Verbindung mit Sergius Alexejew nicht aufzugeben.

Nach zwei Tagen stand man auf dem Friedhof von Possenried und sah Fedor Nikulin zu Grabe tragen. Der Pope schritt voraus mit seiner hohen, schwarzen Mütze, von der ein schwarzes Tuch herabwallte. Der schöne, graubärtige Mann trug eine brennende Wachskerze, die seine Erscheinung mit dem Überirdischen verband, aber sein Gesichtsausdruck war der eines irdischen Arztes. Sergius Alexejew schritt hinter einem älteren Gefangenen, der das Kreuz trug. Er selbst hielt den Kranz der Kameraden an einer Stange. Der Sarg folgte, von Russen getragen. Die übrige Abordnung schloß sich an. Mit dumpfer Spannung, halb Neugier, halb Teilnahme, füllten die Possenrieder den Friedhof.

„Hört's! Jetzt läuten's gar!" zischelte ein alter Bauer.

„Mir is' zuviel", brummte der Bürgermeister Ignatius Glas.

„Aber der Mooseder hat's so gewollt, gel?"

„Ja, ja — der Mooseder! Der spinnt halt, seitdem er die Mühl' verkauft hat!"

„Ruhe, Ruhe!“

Der Pope betete. Dann streute er geweihtes Wasser und geweihte Erde in die Gruft. Das Licht flackerte in seiner Hand. Jetzt sangen die Russen. Man verstand kein Wort, aber die Seelen verstand man. Plötzlich war der Kriegsgraus fort. Sehnsucht nach Frieden packte die Gemüter. Wie ließen die tiefen Männerstimmen den Schmerz der Heimatliebe ertönen! Das galt nicht dem Frieden, den die Mächtigen der Erde schlossen, denn der war vielleicht doch nicht das Ziel. Es war jener höhere Friede, der bestand, solange die Menschen zum Tode pilgerten. Deutsche und Russen fühlten kaum noch eine Trennung.

Sergius Alexejew sprach. Ein frischer, stolzer Soldatenton erklang. Er richtete seine Kameraden durch das Beispiel Fedor Nikulins auf. Er schürte das Feuer ihrer Gewißheit, heimzukehren, mit den Lieben noch einmal vereinigt zu sein, auf Erden oder im Himmel. Dann wandte sich Sergius Alexejew zu den Deutschen, um ihnen zu danken. Das schöne Grab Fedor Nikulins in

deutscher Erde würden die russischen Gefangenen nie vergessen.

Sergius Alexejew salutierte — der Feldwebel vom Gefangenenlager tat desgleichen. Dann sangen die Kameraden noch einmal, und eine letzte Spende von Weihwasser schloß die Feier.

Georg war mit seinem Sohne Kaspar auf den Friedhof gegangen. Der Junge tat ihm jetzt wohl, denn bei ihm fühlte er Verständnis für diese Vorgänge. Oft sprach er sich ihm nun aus. Immer wieder kam Georg auf den Russen, der fern von seiner Heimat gestorben war. Dann sprach er auch von Sergius Alexejew, dem Dolmetsch. Was er aber Kaspar verschwieg, war eine Sehnsucht, die ihn allmählich nach dem langen, blonden Letten ergriff. Immer tiefer grub es sich in sein Gemüt: Vielleicht konnte dieser Fremde ihm mehr von der Lösung des großen Rätsels sagen als Georgs Landsleute. Das Rätsel war ja für ihn nicht der Krieg schlechthin, sondern das Suchen und Meiden, das Lieben und Hassen der Menschen auf Erden.

Doch wie den Gefangenen in seine Nähe ziehen? In Georg lebte das Kriegsgesetz. Kein deutscher Hausvater hatte eifriger darüber gewacht, keiner die verbotenen Beziehungen strenger gemieden. Sogar den unschuldigen Handel mit Körben und geschnitzten Holztauben hatte er untersagt, als Juli und Kati, die mitleidig verträumten Kinder, ihn zu lebhaft werden ließen. Jetzt rang in ihm selbst der dunkle Wunsch, dem Gesetz etwas abzulisten. Es handelte sich für ihn nicht um ein Spielzeug — ein Mensch sollte ihm nicht entgehen.

Auf seinem Hofe war der Gefangene sicherer verwahrt, als zwischen tausend anderen beim Fabrikbau. Ein Wunsch brannte in Georg: er wollte endlich einmal die Lage, in die man ihn gebracht hatte, ausnützen. Es sollte jetzt auch für ihn etwas geschehen, nicht nur durch Geld und gute Worte. Immer wieder hatte man ihm die Arbeiter von der Mühle fortgeholt — nun sollte man ihm von dem eroberten Menschenmaterial abgeben. Er ging zum Kommandanten. Er bat um zehn Russen für die Erntearbeit.

Sechs bekam er. Georg war auch damit zufrieden, um so mehr, als ohne sein Dazutun Sergius Alexejew sich unter ihnen befand. „Er ist zwar Dolmetsch", sagte der Kommandant, „aber dazu können Sie ihn auch brauchen, und außerdem kann er bei Ihnen mal wieder tüchtig arbeiten. Bei uns hat er zuviel herumgelungert, der große, starke Mensch. Das bringt nur auf unnütze Gedanken."

Sergius Alexejew wurde durch die Wendung seines Schicksals tief erfreut. Er war sich der Beziehung, die Georg zu ihm hatte, bewußt. Doch von vornherein respektierte sein feiner Instinkt die Stellung des neuen Herrn zu ihm. Mit seinen Kameraden trat er als schlichter Feldarbeiter in den Dienst des Deutschen. Noch war er ein Stück der Herde, kein persönlicher Mensch. Noch stand bei Tage ein Wachtposten mit Gewehr hinter ihm, wenn er auch über Nacht den Traum der Freiheit träumen durfte. Sergius Alexejew glaubte an die Sympathie zwischen sich und Georg, aber nicht an die

Möglichkeit einer Aussprache. Dennoch kam es dazu.

Während einer Mittagsrast setzte Georg sich plötzlich zu Sergius Alexejew ins Heu. Der Lette trug noch eine blaue Uniformhose, hatte aber einen breitkrämpigen Strohhut auf dem Kopf. Georg trug einen ähnlichen Hut — das verstärkte die Vertraulichkeit. Er nahm bei der Erntearbeit auch dieselbe Nahrung zu sich wie seine Leute, deutsche und russische. Er wußte, daß sie gut gekocht war — das genügte ihm.

Nach einem langen Schweigen sagte Georg: „Erzähl' mir von deiner Heimat, Alexejew. Es freut mich, daß ihr Russen eure Heimat so lieb habt."

Sergius Alexejew sah ihn an: „Ich habe immer gewußt, daß ihr Deutschen Deutschland lieb habt."

„Sonst gäb's ja auch keinen Krieg."

„Das ist es, lieber Herr. Aber laß uns bitte nicht vom Krieg sprechen. Laß uns sagen, was wir beide lieben. Der Krieg zerstört alles. Wir sind zwei Betrogene,

Herr, und bleiben Betrogene. Hier sag' ich es zu dir, denn du wirst mich verstehen."

„Ich versteh' dich. Aber du sprichst als Russe. Ich werde niemals so als Deutscher sprechen."

Mit einem müden Ausdruck glitt Sergius' Blick über Georg hin. „Ich weiß, ihr Deutschen seid anders. Ihr nehmt alles, wie man euch gibt. Hat man dich nicht ‚König' genannt hier im Lande? Bist du nicht Bauer geworden, weil man dir dein Königreich genommen hat?"

„Die Sach' steht doch ein bißl anders, mein Lieber", erwiderte Georg mit bitterem Lächeln. „Es is mir auch gut bezahlt worden."

„Kann man dich bezahlen? Bei uns ist alles bestechlich — Minister und Gouverneure. Aber du bist nicht bestechlich. Du bist frei und gut, Herr. Darum frage ich dich: Ist das Leben der Menschen, wie es jetzt ist, noch zu ertragen? Sieh dich um — sie schwören alle, daß sie glauben und lieben, aber Gottlosigkeit und Mord ist ihr Geschäft! Die heroische Welt ist ein altes

Theater — sie haben sich für den Abend geschminkt, und morgen wird alles wieder grau sein, häßlich und gleichgültig! Wir Statisten öffnen unsere geblendeten Augen und sehen uns im alten Elend!"

„Still, still! Man muß halt durchkommen", sagte Georg mit leiser, aber fester Stimme.

Sergius Alexejew senkte den blonden Kopf: „Ich kann es nicht. Ich fühle mich jeden Tag zum Tode verurteilt. Ich bin Tantalus, der das Schönste zum Greifen nahe hat. Meine Träume! Ich danke dir, daß du mir Arbeit auf deinem Hof gegeben hast, aber ich lebe in einem Opiumrausch, ich glaube: hier ist mein Gut! Hier ist meine Frau! Hier spielen meine Kinder! Immer erwache ich wieder! Und dann weiß ich, ich bin gefangen! Wer weiß, wie lange noch, wer weiß: für immer! Und das kann ich nicht!"

Georg hörte erschüttert zu. Dieser Mensch litt tief. Wer konnte etwas an ihm gutmachen? Georg stand auf. Indem er die Hand auf Sergius Alexejews Schulter

legte, sagte er sanft: „Du mußt es doch können. Es hilft nix, Alexejew. Glaub' mir, ich hab' mich auch schon abgefunden. Und ich bitt' dich um eins: Mach' keine Dummheiten. Denk' daran, daß du's hier besser hast als in der Fabrik. Für mich bist du kein Feind und kein Gefangener."

Er nickte ihm zu und kehrte zur Arbeit zurück. —

Die Nacht verging in einem unentschiedenen Gewitterkampf. Sternlos und dunkel blieb der Himmel. Warmer, singender Wind fegte über die Felder hin. In kurzen Zeiträumen erhellte sich das Welttheater, bläulich, geisterhaft, unschuldige Dinge des Tages wie bösen Spuk enthüllend. Georg fand keinen Schlaf. Immer noch tönten die Worte des Russen in ihm. Trudls kurze Schnarchtöne an seiner Seite begleiteten sie seltsam. Überwach suchte Georg mit großen, offenen Augen Klarheit, was ihn denn eigentlich mit diesem völlig fremden Menschen verband? Es war wohl wieder der alte Zwiespalt zwischen persönlichem und allgemeinem Recht. Besser

wäre es für ihn gewesen, den Einblick in solche verwundete Seele nicht zu erhalten. Der Krieg nützte jede menschliche Kraft aus. So nur konnte das Unerträgliche ertragen werden. Funktion eines Rädchens in der ungeheuren Maschine sein — das war alles.

Das Gewitter löste sich nicht. Fort dauerten der böse, singende Wind, das spukhafte Leuchten. Doch in Georgs Halbschlaf kam plötzlich ein neuer, schrecklicher Ton. Er glaubte die Glocke des Weltgerichts zu hören. Auffahrend fühlte er sich wach und lauschte schärfer. Ja, das war Glockenklang! Nicht nur in Possenried, auch in Schleedorf, in Runkelsbühl, in Werding, und da, die laute, eifrig scheltende — sogar in Grafenreuth wurde geläutet. Georg sprang aus dem Bett. Das mußte Großfeuer sein. Seit Jahren hatte er es nicht vernommen. Wo war der Brand? Er stieß ein Fenster auf und starrte suchend in die Nacht hinaus. Der Gewitterwind wollte ihm das Fenster immer wieder zuschlagen. Es war die gefährlichste Nacht für Feuersnot.

„Brennt's bei uns im Dorf?" fragte Trudl hinter Georg schlaftrunken.

„Nein! Nein! Drüben muß es sein!"

Jetzt wurde es auf dem Moosederhof lebendig. Das Gesinde lief herbei. Mitglieder der freiwilligen Feuerwehr riefen nach ihrem Führer. Ignatius Glas, der Bürgermeister, kam unter Georgs Fenster. Der gelbe Feuerwehrhelm saß ihm fast auf den Schultern: „Kimmst aa bald? Hä? Hast ausg'schlaf'n? Jetzt hama die Bescherung! In der Fabrik brennt's!"

„Jesus Maria!"

„Der große Stadel steht in Flammen und der Kuhstall! Wann's der Kruzitürkenwind weitertragt, kann's eine Mordsgaudi geben! Dann schau' ich nimmer hin!"

In Georg jagten sich die Gedanken. Wie konnte das Feuer entstanden sein? Jede Vorsicht wurde drüben gebraucht. Die Russen?! Aber Georg stieß diesen Einfall von sich. Jetzt hieß es, seine Pflicht erfüllen. Er war Oberfeuerwehrmann, er befehligte die Possenrieder Spritze. Hinaus damit aus dem Schuppen! So schnell wie

nur möglich hinüber! Trudl sah ihm lachend zu, wie er sein Wehrmannskleid aus dem Schrank riß, in die hohen Schaftstiefel fuhr und den gelben Helm aufstülpte. Sie war ganz munter geworden. „Jetzt noch eine Portion Weißwürscht' und eine frische Maß Bier dazu!" rief sie. Er fand keine Antwort — hastig stolperte er hinaus.

Die Pferde standen schon wild stampfend vor der Spritze — nach fünf Minuten ging es fort. Auf der Straße traf man die Schleedorfer und die Runkelsbühler. Alle riefen sich fast freudig das Ziel zu. Das Abenteuer ergriff die Gemüter, die furchtbare Möglichkeit der nächsten Stunde. Fort läuteten die Glocken. Georg hielt, neben dem Kutscher sitzend, die flache Hand vor sich her. Kein Regen, kein Regen? Der Wind ließ noch immer nicht nach. Was sollte daraus werden?

Nun rollte die Spritze auf den Hof der einstigen Mühle. Ja, da wütete es schon! Lichterloh schlug es aus dem Dach des Kuhstalles. Gierig eilte der Feuerteufel an den Sparren der Fenster entlang. Das Innere

des großen Stadels war auch schon unheimlich hell. Da mußte sich bald ein Vulkan entladen. Aber der militärische Geist behielt auch hier die Oberhand. Besinnung herrschte, Subordination. Der Kommandant des Gefangenenlagers befehligte. Unerschrocken kämpften die Landsturmleute. Mit gewaltiger Anstrengung hielten sie das Feuer auf seinem Herd und schützten die Nachbargebäude. Jede Spritze wurde sofort in ‚Artilleriestellung' gebracht. Jeder einzelne Mann fand den Platz, wo er nützen konnte. Das hatten die guten Bauern in ihren schweren Helmen doch nicht gekannt. Das Begreifen der Befehle machte ihnen mehr Mühe, als das Befolgen. Eine besonders schwierige Mannschaft hatte der Kommandant an den Grafenreuthern. Die fühlten sich auch in der Stunde der Gefahr noch als überlegene Städter. Die wußten alles besser. Schließlich wurden sie derb angefahren. „Wenn ihr nicht tut, was ich sag', spritz' ich e u ch!" schrie der Kommandant. Da lachten die Bauern.

Es war nicht so gefährlich, wie es im ersten Augenblick ausgesehen hatte. Wohl flogen brennende Strohbündel als gewaltiges Feuerwerk in die Luft, aber sie zündeten nicht. Der böse Wind ließ plötzlich nach. Die Neubauten wurden verschont. Wirkliche Not hatte man nur mit dem lieben Vieh. Das hatten die Russen aus den Ställen getrieben, aber statt es zu bewachen, überließen sie es sich selbst. So entstand plötzlich doch noch eine Panik. Die Schweine, die sich am wildesten gebärdeten, brachen aus und zerstreuten die Löschmannschaft. Eine Spritze fiel um, Bürgermeister Glas von Possenried lag schreiend unter einem Eber. Zum Lachen war jetzt aber keine Zeit, denn auch die Pferde wollten sich losreißen. Ein junger Hengst sprang mitten ins Feuer. Jetzt kommandierte Georg. Mit dem Vieh, das ihm einst gehört hatte, wußte er Bescheid. Er ließ es nicht zugrunde gehen. Die Russen mußten trotz Murren und Angst die Flüchtlinge einfangen. Zwei wurden von den wütenden Schweinen gebissen, doch Verwundete mußte

es auch in dieser Schlacht geben. Einen tollen Stier fing Georg selbst ein. Riesenkräfte weckte diese Nacht in ihm. Sein Sacktuch band er um die Augen des starken Tieres und zerrte seinen Gefangenen vor den Kommandanten hin. Dieser sah ihn lachend kommen: „Bravo, Herr Mooseder! Das ist ja 'ne Kraftprobe! Na, nun beruhigen Sie sich aber! Wir sind aus dem Ärgsten heraus! Der Stadel und der Stall sind hin, ein paar Viecher auch — aber was hätt' sonst noch alles geschehen können!"

„Wie is es denn nur ausgekommen?"

„Frag' mich schon selbst immer", erwiderte der Kommandant leiser und blickte sich vorsichtig um. „Man glaubt an Selbstentzündung, aber es schaut auch bedenklich nach Brandstiftung aus!"

Jetzt kamen die Russen von ihrer Jagd zurück. Sie zerrten das verängstigte Vieh an den Männern vorüber. Georg verstand den Blick des Kommandanten. Das Herz krampfte sich ihm zusammen, er wagte kein Wort der Verteidigung.

„Wenn wir hier fertig sind", sagte der Kommandant, „laß' ich zum Appell blasen. Bin doch neugierig, ob einer die Gelegenheit benutzt hat und entwischt ist. Man könnt' ja auch annehmen . . . na, Sie verstehen mich wohl, Herr Mooseder."

Georg blieb auf der Brandstätte, bis jede Gefahr vorüber war. Auch den Appell der Gefangenen wartete er ab. Sein Herz dehnte sich, als er erfuhr, daß keiner fehlte. Aber diese schreckliche Nacht schlug ihn doch noch mit ihrer Tatze. Als er bei Morgengrauen endlich heimkam, empfing ihn Trudl mit der Neuigkeit: „Hätt'st deine Malefizrussen lieber mitgenommen! Indes du drüben warst, sind dir zwei entwischt!"

Georg fuhr zusammen. „Wer?"

„Ja, nimm dir's net zu Herzen, Schorschl — dein edler Dolmetsch is halt auch dabei!"

Georg ließ sein Weib stehen und lief zu dem Landsturmposten. Aber der war schon längst auf verzweifelter Suche.



XI.

Alles blieb erfolglos. Auch das Telephon, das die Gendarmerie arbeiten ließ, versagte. Keine Spur wurde gefunden. Die Flüchtlinge mieden offenbar die Ortschaften, wanderten bei Nacht und hielten sich bei Tage geschickt verborgen.

„Weit können's ja eh' net kommen", meinte der Gemeindediener Wittmann von Possenried.

Der Bürgermeister, zu dem er dies tröstend sagte, lachte höhnisch: „Woher weißt'n du das, Schlaumeier?"

„Na, weil's doch kan Geld net ham und nix zu fressen und ka Kleider net zu kaufen." Der Gemeindediener machte ein pfiffiges Kriminalgesicht.

Ignatius Glas klatschte ihm auf die Stirn: „Ja! Hast Recht! Aber was meinst denn, wenn's nun gar ein Geld gekriegt haben? Von einem Menschenfreund, mein' ich? So was g'schieht doch auf der Welt!"

Mit dem finsteren Gesicht eines Mannes, der mehr weiß, als er sagen darf, steckte Ignatius Glas die Hände in die Taschen und entfernte sich. Sein Faktotum sah ihm verblüfft nach. —

Georg ging nun unter einer schweren Last umher. Vielerlei rührte an sein Herz und ließ es nicht zur Ruhe kommen. Der Landsturmposten, der in Strafe genommen wurde, dauerte ihn. Die Schadenfreude und das geheime Belauern, das ihn im Dorfe umgab, waren ihm zuwider, aber er nahm sie nicht schwer. Am tiefsten hatte es ihn getroffen, daß gerade Sergius Alexejew zu den Flüchtlingen gehörte. Er haftete an dem Schmerz des Undankes, den der Russe ihm zufügte, an der Erkenntnis, daß er diesen Menschen doch nicht gekannt hatte — die Möglichkeit, daß er der Brandstifter war, wies Georg von sich. Das konnte nicht sein. Das lag zu weit von dem Charakter dieses Mannes. Das Wahrscheinliche war vielmehr, daß Sergius Alexejew die Verwirrung der Brandnacht zur Flucht benutzt hatte.

Allmählich wunderte sich Georg, daß man ihn nicht verhörte. Er hätte am liebsten alles zu klarem, amtlichem Protokoll gegeben. Sein Gewissen war rein. Aber die Gleichgültigkeit, mit der man ihn nun behandelte, stimmte nicht zu dem undurchsichtigen Wesen der Possenrieder. Georg wußte, was es hieß, wenn die Bauern um einen Nachbar mit höflicher Rücksicht herumgingen. Dann stand der Nachbar schon unter dem Galgen. Bald wurde ihm auch außerhalb des Dorfes die veränderte Stimmung deutlich. Als er einmal nach Grafenreuth kam, grüßten die Bürger vor ihren Ladentüren merklich kühler. Besonders in der allgemeinen Patriotenstimmung dieser Zeit fiel dies auf. Auf der Bahnfahrt nach München aber ging der Herr Bezirksamtsassessor Hugendubl, als Georg sich ihm harmlos gegenübersetzte, aus dem Raucherwagen in den Nichtraucherwagen hinüber. Das wurde viel besprochen. Jedes Kind wußte, daß Herr Bezirksamtsassessor Hugendubl nie ohne Zigarre zu sehen war. —

Der Herbst umgoldete das Land. Schon war der Feuerschaden in der Fabrik beseitigt, das Zerstörte wieder aufgebaut. Als ob nichts geschehen wäre, schaffte das Arbeitsgewimmel weiter. Georg kümmerte sich nicht mehr darum. Irgendwie war ihm das große Werk verleidet. Er vergrub sich in Arbeit. Zuweilen nur fühlte er dumpfen Schmerz, wenn er des Flüchtlings Sergius Alexejew gedachte. Man hatte keine Spur von ihm gefunden. Es wurde immer wahrscheinlicher, daß der Verirrte einsam zugrunde gegangen war. Georg sah sein Weib und seine Kinder vor sich, fern in der lettischen Heimat. Nie würde Sergius Alexejew sie auf seiner törichten Flucht erreichen. Wofür hatte er nun gelitten und gekämpft? —

An einem klaren Septemberabend trieb es Georg nach langer Pause wieder zu seiner Schwester. Zenta Aigner hatte eben gute Nachricht von ihrem Sohn Peter erhalten. Sie empfing den Bruder deshalb lebhafter als sonst: „Gut, daß dich wieder einmal an-

schauen läßt, Schorschl! Grad' heut' hab' ich dich notwendig!"

„Wahrhaftig?" fragte er leise, indem er sich auf die Ofenbank setzte und den Kopf in die Hand stützte. „Ich hab' keinen Menschen mehr notwendig. Aber du bist halt doch die einzige Ausnahme. An dir zwicken's halt auch herum und fragen net nach, ob du's aushalten kannst."

Zenta sah ihn mit ihren vom Kummer geröteten Augen an: „Wie sprichst denn du mit einemmal? Aber ich kann mir's schon denken . . ."

„Zenta — du verstehst's! Die Trudl denkt bloß an ihren Profit, und die fremden Fresser, die Russen, waren ihr nie recht. Mir sind's schon recht gewesen. Aber nun frag ich dich, Zenta — ich hab' die Mühl' verkauft, und sie wissen, wie's dran sind mit mir. Aber da reden's über mich — in der Stadt und im Dorf drüben — man hat mir's erzählt: Der Sergius hätt' das Feuer angelegt, und ich, ich hätt' ihn entwischen lassen."

„Georg! Das is doch net wahr! Laß' dir doch nix aufbinden, Schorschl!"

Er starrte sie lange an. Dann nickte er: „Hast recht. Ich glaub's auch net. Aber der Stachel is in mir — den trag' ich herum — an dem stoß' ich mich immer."

„Du bist zu empfindlich. Respekt haben's halt doch noch vor dir."

Er blickte mit eigentümlichem Lächeln vor sich hin: „Respekt? . . . Mir wär's schon lieber, wenn's ihn anders zeigen täten. Denn was mich anbelangt, Zenta — ich dien' dem Vaterland. Das verträgt sich nach meiner Meinung recht gut mit ein bißl Menschenliebe. Die Leut' sagen, ich sei dem Alexejew gegenüber zu weit gegangen. Ich glaub', die Menschenliebe kann gar net weit genug geh'n, Zenta. Dafür sind wir doch Christen, net wahr. Aber es stimmt jetzt was nimmer zwischen dem, was wir wollen, und dem, was wir müssen. Sie wissen's alle, hoch und nieder, und mein Kaspar weiß es am besten. Der hat net umsonst so hohle Wangen und so rote Augen. Es stimmt net, daß der Herrgott mit uns is, und daß die andern, daß die auch alle einen Herrgott haben. Wohin du schaust, der Krieg wird

um eine heilige Sach' geführt. Kann's denn vor unserm Herrgott stimmen, daß aus der Moosedermühl' eine Fabrik geworden is? Brot braucht der Mensch, um sich zu erhalten — Granaten braucht er, um sich zu zerstören!' Wo bleibt da der Sinn, Zenta?"

Die Schwester drehte ihre beiden schmalen Eheringe um den dünn gewordenen Finger: „Ja, ja, die Mühl', Schorschl. Die mahlt halt verschieden."



XII.

Der Frühzug aus München wurde auf dem Grafenreuther Bahnhof erwartet. Herr Vitus Ginster, der Oberexpeditor, stand, die rechte Hand zwischen den obersten Knöpfen des blauen Uniformrockes, den Kopf mit der roten Dienstmütze geschmückt, vor dem Geleise und hielt der Morgenkälte mannhaft stand. Der Oktober hatte der oberbayerischen Hochebene Schönherbstwetter gebracht. Zäh blieb der Nebel auf den rauhen Stoppelflächen. Die Sonne hatte mit Widerstand zu kämpfen, setzte sich aber sieghaft durch. Schon hoben sich die runden Baumgruppen in flammender Buntheit aus dem Grau. Die schwere Feuchtigkeit wurde immer tiefer zu Boden gedrückt. Während Mund und Nase sie noch einzogen, wärmten Auge und Stirn sich schon im klaren Licht.

Der Herr Oberexpeditor trat, wie jeden Morgen, zwei Schritte vor und nahm die

Stellung eines Offiziers ein, der Parade abhält. Der Münchener Zug fuhr ein. Man konnte sich zum Aussteigen Zeit lassen, denn es war ein Vorortszug, der über Grafenreuth nicht hinausgelangte. So hüpften zuerst ein paar junge Mädels heraus, die von dem Beamtenblick wohlwollend gemustert wurden. Dann kletterten Bauersleute herunter, winklige, steife Männer in Schaftstiefeln, Bündel in der Hand, umfangreiche Frauen, die rückwärts abstiegen und, unten angelangt, wie Hennen ihre schweren Röcke schüttelten. Zuletzt, als die Lokomotive schon losgekoppelt war und davonfuhr, um sich auf anderem Geleise wieder vor den Bummelzug zu spannen, zuletzt sah Vitus Ginster eine Frau und ein junges Mädchen aussteigen, die ihm sofort als neue Erscheinungen auffielen. Er setzte sich den Zwicker auf und ließ die beiden, die sich mit vielem Handgepäck herüberschleppten, näherkommen.

Es mußten besondere Ankömmlinge sein. Vielleicht kamen sie von weit her. Ihre Kleidung sprach dafür, die Vitus Ginster

gefiel, denn er kannte den amerikanischen Zuschnitt von der Frau eines Freundes. Jetzt, in der Kriegszeit, dachte man freilich wenig an Reisende aus so weiter Ferne. Mutter und Tochter mußten die beiden sein. Die Mutter war erst gegen vierzig, die Tochter wohl zwanzig Jahre alt. Sehr hübsch war das Mädchen — Vitus Ginster setzte sich den Zwicker fester. Da traf ihn ein Seitenblick der Frau. Sofort durchzuckte den Herrn Oberexpeditor eine Ahnung. War es denn möglich? Ja, möglich war es durchaus. Damals hatte man ihn freilich erst ‚Herr Adjunkt‘ tituliert. Damals war diese Frau das netteste Mädchen von Grafenreuth gewesen. Aber ihr Ruf . . . Nun ja, die jungen Männer des Städtchens hatten ihn zum Teil verschuldet. Die waren darüber fortgegangen. Zur moralischen Entrüstung mußte man älter, seßhafter werden. Jedenfalls waren die damaligen Kavaliere (darunter auch Vitus Ginster) nur wenig für Anna Lechmaier der öffentlichen Meinung gegenüber eingetreten. Zur büßenden Magdalene hatte

das Mädel nicht getaugt. So war es denn fortgezogen aus Grafenreuth. Viel Staub ließ es hinter sich. Verschollen blieb es — verdorben sagten die Leute.

Das war länger als zwanzig Jahre her. Anna Lechmaier — ja, den Namen wußte Vitus Ginster wieder und lobte sein gutes Gedächtnis. Er war ihm eingefallen, als der scheue Seitenblick der breitgewordenen, etwas mühsam gehenden Frau ihn getroffen. Ein seltsamer Eindruck kam dazu: Die Tochter sah jetzt aus wie einst die Mutter. Obwohl die Haltung ihrer schlanken Gestalt etwas Edleres hatte — Anna war gröber, rundlicher gewesen. Wer mochte der Vater sein? Verheiratet also war Anna Lechmaier. Eine andere Möglichkeit vermutete der Herr Oberexpeditor nicht. Ihre letzte Nachricht hatte sie aus Hamburg gesandt. Man vermutete sie nach Amerika ausgewandert, als Tonkünstlerin oder etwas ‚Schlimmeres' noch. Vitus Ginster starrte ihr nach, denn er fühlte selbstzufrieden, daß er sie immer noch ein wenig gern hatte. Sie hatte wieder Eindruck auf

ihn gemacht. Ihre Ankunft war wie ein Stein in den Froschteich des Grafenreuther Lebens gefallen. Doch alsbald nahm der Herr Oberexpeditor sich auch zusammen. Er erinnerte sich, daß er 45 Jahre alt und nicht mehr Adjunkt war. Er hielt es plötzlich für sehr zweifelhaft, daß man in Anna Lechmaier eine anständige Frau zu respektieren habe. Er sandte ihr einen Polizeiblick nach und beschloß, sie und ihre Tochter im Interesse der Grafenreuther Sitten nicht aus den Augen zu lassen. Ja, wenn Anna Lechmaier auf ihn zugegangen wäre und ihn angelacht hätte in ihrer alten, treuherzigen Art . . .

Aber das tat die breitgewordene, etwas mühsam gehende Frau nicht. Sie war vielmehr froh, an dem Herrn Oberexpeditor heil vorübergekommen zu sein. — „Was meinst, Toni? Hätt' ich ihn grüßen sollen? Ich kenn' ihn doch, und er hat sicher mich erkannt."

„Dann hätt' er dich doch grüßen sollen, Mutter?"

„Ja, der große Herr! Was bildest du dir ein! So sind die Leut' hier nicht! Aber dick und alt ist er geworden! Na, dasselbe wird er wohl von mir sagen! Wollen wir nun die Koffer bis Possenried schleppen, Toni?"

„Nein, das können wir nicht. Wir geben sie in Aufbewahrung. Aber wird dir der Weg auch so nicht zu weit, Mutter? Wollen wir nicht schauen, daß wir einen Wagen bekommen?"

„Nein, Toni! Das kostet zuviel Geld! Das sparen wir uns lieber! Ich habe mich ja schon auf den Weg gefreut! Jetzt bin ich wieder ganz frisch! Ich möcht' ganz allmählich hinkommen, weißt, und alles wiedersehen unterwegs! Aber nun komm, daß wir das Gepäck abgeben!"

Als alles besorgt war, wandten die beiden sich zur Stadt. Doch nach den ersten Schritten schon blieb die Mutter, von tiefer Unruhe ergriffen, stehen. „Nein, Toni. Die Begegnung mit dem Vitus Ginster ist mir doch gehörig auf die Nerven geschlagen. Der hat mich an vieles erinnert. Wer weiß,

wer einem in den Gassen noch begegnet und nachschaut. Das tun die Grafenreuther immer, weil sie sonst nix zu tun haben. Das Nachschauen ist hier überhaupt viel schlimmer, als das Ausfragen. Man weiß nicht, mit was für einem Todesurteil sie schon fertig sind, wenn man zehn Schritt vorbei ist."

Tonis blaue Augen waren beklommen auf die Mutter gerichtet: „Wie kommen wir aber nach Possenried und zu Onkel Georg?"

„Ich weiß einen etwas weiteren, aber schöneren Weg — nicht durch die Stadt, Toni — man geht gleich neben dem Bahngleis aufs Feld hinaus. So bin ich in jungen Jahren oft gegangen, weil ich eine Mordswut auf die Grafenreuther gehabt hab'. Na, du weißt ja, ich hab' dir ja alles erzählt. Schau, da ist noch der Weg!"

„Aber ‚Zutritt verboten' steht angeschrieben, Mutter!"

„Ah, was! Wir sind Amerikaner!"

Die entschlossene Frau hatte Glück. Das Bahnpersonal bemerkte das Vorschrifts-

widrige nicht, auch als man über einige Schienen steigen mußte. So kamen die Frauen in Sicherheit. Grafenreuth lag hinter ihnen — die reine Morgenstille der Äcker erwartete sie.

„Gib mir deinen Arm, Toni“, sagte Anna Lechmeier, tiefatmend. „So marschiert sich's besser. Ach, ist das schön! Das ist der richtige deutsche Morgen! Der erste, den du erlebst! Hier ahnt man nichts von Krieg! Hier ist es genau so, wie es früher war! Hier kannst du die traurigen Tage in Holland vergessen!“

Toni sah weit hinaus. „Ja, Mutter. Aber ich frag' mich, wir wollen doch in Grafenreuth leben, weil es deine Heimat ist, und du konntest schon im ersten Augenblick —“

„Ach so, ich verstehe! Das war halt nur der erste Augenblick, mein Kind! Ich bin doch nicht aus Wachs, das weißt du! Ich bin schon mit andern Sachen fertig geworden! Du mußt dich nicht fürchten — so schlimm sind die Grafenreuther auch nicht! Außerdem vertrau' ich auf den Geist der

neuen Zeit! Der hat wohl alle ein bißl zusammengerappelt!"

„Warum sollt' ich mich auch fürchten, Mutter? Wir zwei haben doch nichts angestellt? Wir haben unsern Paß und kommen als ehrliche, unabhängige Menschen. Ich weiß nicht, was man uns anhaben sollte. Aber in der Stadt mag das Leben eng und dumpf sein. Um dort zu sein, braucht es vielleicht Gewohnheit. Hier draußen gefällt es mir besser."

Die Mutter lachte. „Als ob ich deinen Vater hören tät'! Hier draußen können wir aber nicht wohnen!"

„Warum nicht? Wir könnten uns doch ein Blockhaus bauen?"

„Wie in Alaska und Winnipeg? Aber am End' ist deine Idee noch gar nicht so schlecht! Man muß es sich überlegen!"

Sie schritten unter der klaren Wölbung des Himmels. Die Sonne sandte ihre erste Wärme aus dem Blau. Tirilierende Lerchen strebten ihr zu. Der Tau glitzerte an den Gräsern. Hier flatterte krächzend ein Fasan auf — dort stolperte ein aufge-

scheuchter Hase über rauhe Ackerwellen. Mutter und Tochter gingen aneinander geschmiegt. Neuen Heimatboden gewannen sie mit jedem Schritt. Anna glaubte Toni in ein Paradies zu führen.

Der schöne Traum führte sie bis zum Waldesrand. Hier stieß er unsanft gegen einen Stachelzaun. „O weh!“ rief Anna Lechmaier. „Da haben wir's schon! Armes Kind, ich hätt' dich vorbereiten sollen! Aber man bleibt halt sentimental!“

„Kann man nicht mehr durch den Wald gehen, Mutter?“

„Hier jedenfalls nicht! Wir wollen mal den Zaun entlang wandern, ob wir irgendwo einen Durchschlupf finden. Nach Grund und Boden für ein Blockhaus schaut's hier aber nicht aus, Toni.“

Sie gingen eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, aber der Stachelzaun öffnete sich nicht. Endlich kamen sie an ein verschlossenes Tor. Eine Aufschrift verkündete: ‚Zutritt in das Gebiet der Pluto-Oswald-Werke ist Unbefugten verboten. Zuwiderhandelnde haben Strafe zu gewärtigen‘.

„Na, die Gewärtigung warten wir nicht ab, Toni", meinte Anna Lechmaier. „Dazu sind wir nicht von Amerika herübergekommen."

„Ach, Mutter — ich hatte gehofft, daß Onkel Georgs Wald freigeblieben sei? Es hieß doch, die Fabrik fange erst jenseits an? Vater meinte doch auch —"

„Was Vater in der letzten Zeit gemeint hat, darauf darfst du nicht viel geben, Toni. Außerdem war der Moosederwald seine besondere Liebe. Immer, wenn's ihm schlecht gegangen ist, hat er ihn sich vorgestellt. Der war ihm lieber als Kalifornien und die Rocky Mountains. Er hat nicht geglaubt, daß der Wald verkauft worden ist, und was nach dem Verkauf aus ihm geworden ist, das erst recht nicht. Schau nur . . .!"

Sie blickten durch den Drahtzaun. Lichtung auf Lichtung sahen sie ausgeholzt. Die toten Baumriesen lagen zur Abholung fertig. Arbeiterbaracken standen umher. Küchenrauch und andere Düfte durchsetzten die Waldluft. Zur Linken aber erblickten

die Frauen plötzlich die Eisenbahn, die von Grafenreuth zur Fabrik führte. Es war nur eine schmalspurige Bahn, doch sie zerschnitt den Forst mit voller, materieller Rücksichtslosigkeit. Eben ratterte ein mit Fässern und Brettern beladener Zug heran. Langsam fauchend stieß er sich unter den alten Tannenzweigen hin. Mitfahrende Arbeiter winkten den beiden Frauen und lachten über ihre betroffenen Gesichter.

„Komm, Toni — das ist nicht mehr der Moosederwald. Ich erkenn' ihn kaum wieder."

„Hätt' ich ihn doch damals gekannt, Mutter."

„Was hättest du jetzt davon?"

„Ich könnt' mich in Vater besser hineinversetzen."

„Das tust du auch so. Besser vielleicht, wenn du eine Zeitlang hier bist und begreifst, wie alles gekommen ist."

„Was fangen wir aber jetzt an? Ich möcht' am liebsten gar nicht mehr hin, wo die Mühle gestanden ist."

„Ich auch nicht. Ich fürcht' mich jetzt davor. Da war's so schön, sag' ich dir. Wie oft bin ich als armes, kleines Mädel drüben gestanden, ganz allein, und hab' die Menschen, denen das gehörte, bewundert. So etwas hat man mir damals nicht zugetraut. Deinen Vater hat's dann recht gefreut, als er über die Heimat mit mir plaudern konnte."

„Das hab' ich ja oft gehört." Toni sah die Mutter zärtlich verträumt an.

Diese aber nahm plötzlich entschlossen ihre Hand. „Komm! Hier ist es nichts für uns! Wir wollen zu den Menschen, die wir noch haben! Ja, Toni, ich weiß, du fürchtest dich, weil sie uns alle so fremd sind! Aber einer ist doch dabei, nicht wahr! Einer! Auf den hat Vater immer was gehalten!"

Eine wunderlich nachdenksame Wanderung wurde es nun um den verschlossenen Moosederwald herum. Lange schwiegen Mutter und Tochter. Dann begann Anna, unter den Arm ihres Kindes greifend: „Eins versteh' ich nicht. Daß der Mooseder Georg, der ehemalige Herr der Mühle,

Nachbar der Fabrik geworden ist. Daß er nicht nach München gezogen ist mit seinem vielen Geld und ein schönes Leben führt, auch zur Kriegszeit. Jetzt macht er sich auf seine alten Tage noch zum Possenrieder Bauern und plagt sich wie einer, der von der Arbeit leben muß."

Toni sah vor sich hin. „Ich glaub' fast, daß ich das doch verstehe, Mutter. Jedenfalls gefällt es mir viel besser von Onkel Georg, als wenn er noch ein reicher Stadtherr geworden wär'."

„Gefallen tut mir's auch, Kind. Dein Vater hat aber bezweifelt, ob er's durchsetzen kann, wegen der Frau. Die paßt doch nicht zum Bauernleben."

„Ich fand es immer so merkwürdig, daß Vater dem Onkel eigentlich nur die Frau übelgenommen hat."

„Warum?"

„Nun, Vater hätte doch andere Gründe haben können. Aber weil er selber heimatlos war, kränkte es ihn, daß der Müller daheim eine Frau aus fremdem Land geholt

hat. So sehr war er doch noch ein Mooseder."

„Das war er, Toni. Ganz und gar. Er hatte Familienstolz bis zuletzt, weil er sich gegen das Familiengesetz niemals aufgelehnt hat. Er wußte, daß auch sein Bruder danach gehandelt hat. Er wurde nicht sein Feind darum."

„Bist du sehr müde, Mutter?"

„Es geht. Nur das Rheuma setzt mir wieder zu. Aber ich glaube, wir sind schon in Possenried."

Der Wald lag zurück; bald kamen die Frauen zu stillen Gehöften. — „Ich weiß doch nimmer Bescheid", sagte Anna. „'s ist zu lang her. In Possenried bin ich auch wenig gewesen. Die Burschen kamen Sonntags immer nach Grafenreuth — da war's kurzweiliger."

Toni errötete ein wenig. Dann warf sie der Mutter einen scheuen, lächelnden Blick zu. „Hast du den Hof gekannt, den Onkel Georg sich gekauft hat?"

„Wahrscheinlich! Aber wie gesagt, die Bauern sah ich meist in der Stadt. Nun

komm nur weiter — da steht schon ein Ochsengespann — da weiden Schafe — es wird sich doch auch ein Mensch zeigen."

Lange mußten die Frauen kreuz und quer gehen. Das Dorf blieb wie ausgestorben. Endlich sahen sie auf einem Feldweg die schmale, dunkle Gestalt eines jungen Mannes auf sich zukommen. „Bleib stehen, Toni — den warten wir ab. Man wird ja rein narrisch vom Suchen. Der Bursch wohnt doch gewiß im Dorf. Scheint der Herr Kooperator zu sein."

„Ja, er sieht wie ein Geistlicher aus. Er liest auch im Brevier, Mutter."

„Lesen tut er. Aber was er liest, das weiß man nicht."

Kaspar Mooseder näherte sich zögernd. Er bemerkte, daß die fremden Frauen auf ihn warteten. Das war ihm durchaus nicht angenehm. Aber sich seitwärts in die Büsche schlagen konnte er nicht mehr. So wappnete er sich denn. Als er, näherkommend, vollends sah, daß er städtische Damen vor sich hatte, verwirrte sich ihm alles. Er blieb,

ohne angehalten zu werden, stehen. Er wurde dunkelrot und grüßte ehrerbietig.

„Sie entschuldigen schon", begann Anna mit gerührtem Lächeln und sehr liebenswürdig, „wir sind nämlich ganz fremd hier. Das heißt, ich war schon einmal da, aber das ist lang her, ich kenn' mich nimmer aus. Können Sie uns vielleicht sagen, wie wir zum Herrn Georg Mooseder kommen?"

Der junge Mann lächelte überrascht. Toni ahnte schon einen schönen Zusammenhang. — „Gewiß — das kann ich Ihnen sagen. Ich gehe grad' selbst zu ihm. Bitte, kommen Sie nur."

Sie folgten ihrem Führer. ‚Wer ist das?' dachte Anna. ‚Die Augen hat er von ihm. Aber sonst — der Mund . . . na, ich kenn' ja die Frau nicht. Ich weiß ja nicht, was die hineingebracht hat in die Rass'!' Toni wechselte einen Blick mit ihrer Mutter — sie schien ihre Vermutung bestätigen zu wollen. Übrigens, ein Geistlicher war der junge Mann nicht. Er sah nur so aus, er trug sich so. Aber die Mooseders waren je immer eigene Wege gegangen. ‚Zwischen

Universität und Narrenhaus' hatte es einst in Grafenreuth von ihnen geheißen. Das fiel Anna Lechmaier wieder ein.

„Wohnen Sie auch hier am Ort, Herr?" stieß sie plötzlich hervor, ohne sich um Tonis vorwurfsvollen Blick zu kümmern.

„Ja, freilich", erwiderte der junge Mann. „Ich bin ja ein Sohn vom Herrn Mooseder."

„Hab' mir's doch gleich gedacht! Sind Sie am End' der Kaspar?"

Toni wußte nicht mehr, wohin sie sehen sollte. Wie konnte die Mutter nur so mit der Tür ins Haus fallen? Erschrocken blickte sie auf den Jüngling, der ihr nun schon ganz vertraut wurde.

„Der Kaspar bin ich. Aber wer sind Sie? Ich hab' Sie niemals gesehen. Warum vermuten Sie denn den Kaspar in mir?"

Anna Lechmaier nahm sich zusammen. „Das sag' ich Ihnen später . . . Bitt' schön . . . Erst muß ich mal mit Ihrem Vater reden . . ."

Georgs Hof war erreicht. Er selbst mußte vom Felde geholt werden. Kaspar führte den Besuch in die Wohnstube, bat Platz zu nehmen und entfernte sich, um den Vater zu suchen.

„Schau Toni", sagte Anna umherblickend, „das sind gewiß noch alles Möbel aus der Mühle. Nehmen sich wunderlich aus in der Bauernstube."

Toni nickte und betrachtete zrstreut die schweren Biedermeiersachen. Sie war zu sehr von der Erwartung des Mannes erfüllt, dessen Charakterbild ihre Kindheit beherrscht hatte. Wie fern lag jetzt Amerika. Auf Zauberpferden schien man nach Deutschland getragen zu sein.

Endlich kamen schwere Schritte durch den Gang. Die Tür wurde göffnet — Georg Mooseder stand vor Anna und Toni. Er verneigte sich etwas, aber in seinem Blick auf den fremdartigen Besuch lag Mißtrauen. Mutter und Tochter mußten eine Weile schweigen — so wirkte die Ähnlichkeit Georgs mit einem weit Entrückten auf sie. Er lud sie mit einer Handbewegung zum

Sitzen ein und ließ sich ihnen gegenüber nieder. „Womit kann ich dienen?"

Anna gab sich einen Ruck. Feuchten Blicks und mit gerötetei, lächelnder Miene, stieß sie hervor: „Herr Mooseder — — ich wollt' Ihnen gern einmal Grüßgott sagen nach langer Zeit. Kennen's mich nimmer?"

Georgs ernste Augen sahen sie prüfend an: „Ja, ja . . . jetzt kommt's mir beinah so vor. Sie haben halt ein Grafenreuther Gesicht."

„Das ist gewiß kein Kompliment bei Ihnen. Aber ich hab' nur noch das Gesicht — glauben Sie mir. Ich bin schon zwanzig Jahr' fort."

„Wo waren Sie derweil?"

„In Amerika drüben."

Georg stutzte. Zwanzig Jahre? . . . Amerika? . . . Wunderlich durchsummte es seinen Kopf. Was erinnerte ihn denn da? Womit verglich er es? Freundlicher blickte er den Besuch an: „Ich hab' jetzt eine Vermutung. Wie Sie einen anschauen, und wie Sie den Mund auftun — sind Sie vielleicht der Hebamme, die früher in

Grafenreuth gewesen is, ihr Kind? Sind Sie am End' die Anna Lechmaier?"

Der Besuch geriet in ein seltsames, zitterndes Lachen, das fast einem Weinen glich. „Ja, ja, die bin ich! . . ."

„Und das da is Ihre Tochter?"

„Meine Toni! Die is in Amerika geboren!"

„Jetzt fällt mir schon alles wieder ein. Is halt zuviel derweil durch den alten Schädel gegangen. Sie sind doch damals mit Ihrem Oheim, der aus New York herübergekommen war, übers Wasser gefahren? War das net ein Theaterdirektor oder so etwas? Der hat Sie doch mitgenommen, und Sie gingen ganz gern mit. Sie haben sich in Grafenreuth nimmer wohlgefühlt. Na ja, ich kann mir's denken." Georg sah mit seinen klaren, lächelnden Augen auf das junge Mädchen und brach ab.

Anna legte ihre Hand auf Tonis Knie. „O, wegen meiner Tochter können's ruhig weiter reden, Herr Mooseder. Die weiß von ihrer Mutter alles. Vor der hab' ich

nix verborgen. Es hat ihr auch nix geschadet — das sehen Sie wohl."

Georg blickte Toni in die Augen — dann nickte er: „In Amerika mag manches anders sein. Ich hab' oft mit Neid dran denken müssen."

„Mit Neid?"

„Ja, unsereinem hier wird alles schwer gemacht. Man plagt sich, und wenn man nachher hinschaut, hat sich bloß der Kuckuck ins Nest gesetzt." — Anna wechselte einen Blick mit ihrer Tochter. — Georg fuhr fort: „Also, 's is Ihnen recht gut ergangen drüben? Sie haben sich ja verheiratet? Hoffentlich mit einem Deutschen? Aber sonst säßen's wohl jetzt net hier? Entschuldigen Sie, daß ich das gleich frag'. Aber wie die Amerikaner sich uns gegenüber benehmen — das is so hundsmäßig — man möcht' am liebsten den ersten besten Stecken nehmen . . ."

Anna war blaß geworden. Sie lächelte noch, blickte aber nicht mehr auf. „Ja, ja, gewiß, ich hab' — ich bin die Frau von einem Deutschen — Herr Mooseder."

„Is Ihr Mann auch hier?"

„Mein Mann — lebt leider nicht mehr, Herr Mooseder." Anna weinte, plötzlich aus der Fassung kommend. Toni griff nach der Hand ihrer Mutter.

Jetzt senkte Georg ein wenig den Kopf: „O . . . das hab' ich net gewußt. Sie sind Witwe? Wie lang' denn schon?

„Bald drei Monate, Herr Mooseder."

„Aber Sie tragen ja ein helles Kleid?"

„Mein Mann hat's nicht gewollt, daß ich Trauer trag'."

„Jetzt fallt mir grad' ein — ich bin schon ein Wirrkopf — sein's mir net bös — ich hab' Sie vorher Frau Lechmaier tituliert. Anna Lechmaier hießen's doch als Mädel? Wie heißen's denn jetzt?"

„Noch grad' so, Herr Mooseder."

Georg zuckte zusammen. „Wie meinen's das?"

„Nun, das können der Herr Mooseder sich doch vorstellen . . . Ich war halt dem Mann seine Frau — aber ich war net mit ihm verheiratet . . . Für seine Witwe werd' ich mich trotzdem immer halten."

Georg stieß einen leisen Pfiff hervor. Es war ein naives, aber kein verletzendes Urteil. „Hm", meinte er dann gedehnt. „Das is ja eine sonderbare Geschicht'. Daß Sie dann mit Ihrer Tochter daherkommen und mir von Ihren Privatangelegenheiten erzählen? Verstehen's mich net falsch, Frau. An sich find' ich nix dabei. Jetzt is für einen Mann net die Zeit, um mit den Hühnern im Mist herumzuscharren. Sie sind für mich die Anna Lechmaier, weiter nix. Was Sie nach der Grafenreuther Zeit erlebt haben, will ich net wissen. Das Fräulein wird schon entschuldigen — ich sag's grob heraus."

Es zuckte um Annis Lippen. Die Worte des deutschen Mannes hatten sie doch wie ein scharfer Steinwurf getroffen. Sie trotzte. Vor ihrem Kinde reckte sie sich und erwiderte: „Tut mir leid, Herr Mooseder, aber ich muß nun doch von vergangenen Sachen reden. Sonst hätt' ich meinen Auftrag nicht ausgeführt. Also, ich hab' Ihnen einen Gruß aus Amerika zu bestellen . . . Er wird Ihnen nicht unwert sein." Alle

schwiegen. Laut und stumpf tickte die Wanduhr.

Dann fragte Georg, seine breiten Hände auf die Kniee pressend: „Einen Gruß? Das is ja sonderbar. Von wem?"

„Von Ihrem Bruder Jakob."

Sie sah ihm ins Auge. Ein merkwürdiger Schimmer war darin, der Widerschein von Entsetzen, Glück und Weh. Aber er rührte sich nicht. Er nahm die große Überraschung fast wie etwas Erwartetes hin. „Is mein Bruder — — lebt er nimmer?" So fragte er mit verschleierter Stimme.

„Leider ist es nur ein Gruß aus dem Jenseits."

„Wie is er gestorben?"

„Wir haben ihn gepflegt bis zuletzt, meine Tochter und ich."

„Er war also — Ihr Freund?"

„Ja, Herr Mooseder."

„Und das Mädel da, das is seine Tochter?"

„Seine Toni. Die standen gut miteinander, die zwei."

Es arbeitete heftig in Georg. Plötzlich stand er auf und ging zum Fenster, als wollte er Fassung erzwingen. Anna sprach weiter: „Es ist ihm immer schlecht gegangen. Ein Zugvogel war er, der nirgends ein Nest fand. Alles faßte er an, und alles mißlang ihm. Das konnt' ich auch nicht ändern, beim besten Willen nicht. Ich fragte ihn einmal, wie denn das zuginge, er sei doch so klug und begabt für alles. Da sagte er: ‚Es lohnt mir im Grunde nichts, Anna. Ich hab' ja keine Heimat.' Die konnt' ich ihm freilich nicht geben. Er hatte mich sehr lieb, aber er wollt' mich nicht heiraten, und ich verlangte es auch nicht von ihm. So blieb ich ein selbständiger Mensch, was drüben alles ist. Ich erzog mein Kind und verwahrte dem ruhelosen Mann etwas Sicheres, wo er immer wieder landen konnte. Er hatte doch eine Familie — um die Meinung der Leute schert' ich mich nicht. Von Zeit zu Zeit kam er heim, recht verwahrlost oft, aber immer mit hundert Plänen. Ich wußte, daß alles umsonst war, aber ich bestärkte ihn in seinen Hoffnungen, so lang' es ging. Wenn ich ihn

herausgefüttert hatte, ging er eines Morgens wieder davon. Doch als er im letzten Frühjahr kam, sah ich: jetzt ist die letzte Station. Da behielt ich ihn, ob er wollte oder nicht. In unserm kleinen Häuschen am Meer, das ich mir sauer erworben hatte, lag er. Die Toni hat sich immer als sein rechtes Kind gefühlt. So hatte er doch noch einen Heimattraum. Auf dem Dünenfriedhof liegt er drüben. Da schaut er grad' aufs Wasser hinaus, das die deutschen Schiffe bringt. Zur Friedenszeit natürlich."

Anna schwieg. Jetzt wandte Georg sich um. Sein Gesicht war zerfurcht, seine Stimme klang dumpf: „Wie seid ihr zueinander gekommen?"

„Wir trafen uns vor Jahren in Baltimore. Da war ich meinem Onkel davongelaufen und tanzte in einer Singspielhalle. Ihr Bruder verkehrte dort. Bald wußte er, daß wir Landsleute waren. Mein Schicksal in der Heimat, mein ganzes, halb verzweifeltes, halb lustiges Wesen, das war ihm grad' recht."

„Kann ich mir denken . . . Also dann hattet ihr euch gern, bis es — bis es wieder einmal aus war?"

Ein Lächeln kam auf Annas schönes Gesicht. „Ja, ja, zuerst und zuletzt hat's am längsten gedauert."

„Sind Sie denn damals beim Theater geblieben?"

„Nein, wie ich das Kind bekam, ging ich weg. Ich wurde Schneiderin und später — ja, da hatt' ich einen Beruf, der mein Glück wurde. Sie werden sich freilich drüber wundern."

„Was war's? Nur heraus damit."

„Ich lernte massieren. Ich lernt' es so gut, daß wir nach New York zogen, die Toni und ich, und daß ich dort die feinste Kundschaft bekam."

„Ehrliche Arbeit. Kommt mir durchaus net wunderlich vor. Was war denn mein Bruder meist?"

„Ja, was der war! . . . Erfinder kann man's am besten nennen. Mit einem Patent hat er sogar Glück gehabt — ich glaub', eine Flugmaschine war's. Dann aber wollt' er

die Sache gleich im großen machen. Er wurde betrogen und alles ging wieder drauf. Da kam er erst recht ins Elend."

„Armer Kerl."

„In den letzten Jahren hing er noch an einem Lieblingsplan."

„Was war das?"

„Ach, eine Mühle wollt' er sich bauen. Genau wie die in Deutschland, die er nicht geerbt hat. Er fand ein schönes Grundstück dafür, das ein bißl an die Moosedermühle erinnerte. Aber von Kauf und Betrieb war natürlich nicht die Rede. Sie hatten ihn drüben schon alle überholt. Sie lachten ihn aus und rieten ihm, er sollt' seine deutsche Mühle als Museumsstück an Pierpont Morgan verkaufen."

Georg stand eine Weile mit gesenktem Kopf. Anna konnte seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen. „Dann hätt' er wenigstens ein Geld gekriegt", flüsterte er. Er setzte sich. Plötzlich fragte er vorgebeugt, mit gefalteten Händen: „Wie hat er denn eigentlich von mir gesprochen? Sagen Sie

mir's ohne Scheu. Ich fühl' mich sehr in seiner Schuld."

„Das hat er aber nie gedacht, Schwager. Jakob ist immer ein freier und gerechter Mensch geblieben. Er nahm sein Schicksal hin. Um die Erbschaft hat er doch nie mit Ihnen gestritten?"

„Nein, das nicht. Kein Mooseder hat sich je gegen das Familiengesetz aufgelehnt."

„So ist's beim Jakob geblieben. Oft hat er nicht von Ihnen gesprochen. Mehr von der Mühle und der Heimat überhaupt. Da konnt' er erzählen, daß die Toni bis tief in die Nacht zugehört hat. Wenn der Vater darauf kam, das was ihr lieber, als alle seine Abenteuer in Wildwest. Ihr Heimweh verdankt sie ihm. Ist's nicht so, Toni?"

„Ja, Mutter", sagte das junge Mädchen. Georg sah sie an.

„Erst zuletzt, als es mit ihm zu Ende ging, sprach er viel von seinem Bruder in Bayern. Da hatte er nämlich aus einer deutschen Zeitung erfahren, daß die Mühle verkauft worden ist."

„Das hat er noch gewußt?" Georg rief es laut. Seine Augen blitzten. Er zog die Worte aus Anna heraus. „Wie nahm er's auf? Hat's ihn gefreut? Hat's ihn geschmerzt?"

Anna stützte den Kopf in die Hand, als wollte sie erst nachdenken. „Eigentlich keins von beiden. Es schien ihm halt der Lauf der Welt zu sein. Nur daß Sie noch ein Bauer geworden sind und kein Stadtherr, Schwager — das hat ihn gewundert."

„War's ihm net recht . . .?"

„O! Doch! Gefallen hat's ihm schon!"

„Und der Krieg? War er auf unserer Seite . . .?"

Anna lächelte schmerzlich: „Wie Sie fragen . . ."

„Der Vater wär' ja am liebsten noch nach Deutschland gefahren und hätt' mitgekämpft!" Diese Worte stieß Toni mit geröteten Wangen hervor.

Anna nahm beschwichtigend ihre Hand: „Das konnt' er leider nimmer. Aber da er uns zwei auf der Welt allein lassen mußt', bat er uns, nach seinem Tode in die Heimat

zurückzukehren. Ich wollt's schon längst. Es litt mich nimmer drüben. Wir sind halt Deutsche geblieben, Schwager, das Kind und ich. Da versprach ich's dem Jakob. Ich wollt' seinen Gruß bestellen, damit ihr zwei versöhnt seid, endlich einmal. Nun sind wir da. Es war eine gefährliche Fahrt."

Anna brach ab. Sie sah auf die Tür, denn Kaspar war soeben eingetreten. Hinter ihm erschien mit finsterem Blick eine hübsche und noch ziemlich jugendliche Frau, die nicht bäurisch gekleidet war. War das die Mutter?



XIII.

„Wie sind Sie denn herübergekommen?" fragte Georg, ohne auf seine Frau zu achten. So verdarb er es schon in der ersten Minute zwischen Trudl und Anna.

„Auf einem amerikanischen Schiff, über Holland." Anna sah verwirrt zu der Eingetretenen hinüber.

„Wollen Sie sich hier in der Gegend niederlassen?"

„In Grafenreuth denk' ich. Das ist ja schließlich meine Heimat."

Trudl räusperte sich und trat einen Schritt heran. Da ging Anna ihr freundlich entgegen. „Der Herr Mooseder vergißt ganz, uns vorzustellen. Entschuldigen Sie bitte. Sie sind gewiß die Frau Trudl?"

„Die Frau Mooseder bin ich", erwiderte Trudl kurz. „Und wer sind Sie?"

Georg trat heran. „Das is die Anna Lechmaier", sagte er in festem Ton. „Aber

du kennst sie ja net, du bist wohl erst hergekommen, als die Anna schon drüben in Amerika war?"

„Die Anna?" wiederholte Trudl. „Ihr scheint euch ja recht gut zu kennen?"

„O Jegerl!" lachte Georg. „Sei net eifersüchtig! Hast keinen Grund! Ich kann so von ihr reden, denn sie is meine leibliche Schwägerin!"

Diese Worte übten eine starke Wirkung aus. Kaspar trat hastig heran und zeigte sich nur erfreut, denn über alle Hindernisse fort sah er immer das Freie und Schöne der Dinge. Toni wurde blaß und rot vor der Kühnheit des einfachen Mannes. Auch ihre Mutter blickte erstaunt auf ihn. Trudl aber spürte den Feind im Hause und setzte sich schlagfertig zur Wehr: „Was? Schwägerin? Ja, was heißt'n des? Hast denn du einen Bruder, der Lechmaier heißt?"

Georg lachte. „Nein! Das freilich net! Also, laßt's euch gesagt sein — der Kaspar kennt sich ja auch net aus — die Anna Lechmaier is die Frau vom Jakob, von meinem

Bruder, und die Toni hier, das is seine Tochter!"

Trudl schwieg. Kaspar aber rief voll Teilnahme: „Und Onkel Jakob?"

Sein Vater sah ihm schwer in die Augen: „Der is für immer drüben. Der hat's hinter sich. Was von ihm noch da is auf der Welt, das hat er mir als letzten Gruß geschickt."

Georgs Stimme zitterte. Da ging sein Sohn auf die Frauen zu und schüttelte ihnen die Hand. Jetzt fand Trudl wieder den harten, überlegenen Ton: „Aber warum heißen's denn Lechmaier? He?"

Georg fuhr auf: „Herrgott Sakra, was hängst dich an den Namen, den dummen? Das wirst schon noch erfahren! Die Hauptsach' is —"

Trudl schnitt ihm das Wort ab: „Für mich is mein guter Nam' die Hauptsach'! Das möcht' ich doch gleich einmal sagen! Und alsdann noch: ich bin net so leichtgläubig wie du! Wenn jetzt, bei die Kriegszeiten, wildfremde Leut' daherkommen, und noch dazu aus Amerika, wo's ja doch nur Granaten machen, um uns totzuschießen, da will

ich was Schriftlich's sehn! Was Amtlich's mein' ich, einen Paß! Du mein, da könnt' ja jeder kommen!"

„Mutter!" unterbrach Kaspar sie heftig. „Man kann sich doch auch auf sein Gefühl verlassen!"

„Das tu nur du, du dummer Bub!"

„Und ich!" rief Georg mit dröhnender Stimme. „Das laß dir ein für allemal gesagt sein!"

Anna sah, daß Toni in Scham verging. Hilflos suchte sie die Tür zu gewinnen. Da nahm Anna beschwichtigend ihre Hand. Sie hatte schon andere Kämpfe hinter sich, sie ließ sich von einem groben Weibe nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Es reizte sie vielmehr, sich zu behaupten. So begann sie ziemlich ruhig und lächelnd: „Wir wollen uns hier in keiner Weise aufdrängen. Der Standpunkt der Frau Mooseder mag ja berechtigt sein, aus i h r e r Anschauung, mein' ich. Aber ich bin nicht zu ihr gekommen — mein Auftrag ist nur für den Bruder meines seligen Mannes bestimmt. Daß der uns nicht für Betrüger hält, das seh' ich."

„Von Betrügern hab' ich nix gesagt!" rief Trudl. „Ich muß schon bitten! Aber ich will klaren Wein haben! Warum heißen's denn Lechmaier, wenn's dem Mooseder Jakob seine Wittib sein wollen?"

„Trudl!" rief Georg.

„Lassen's doch gehn, Schwager", bat Anna. „Lassen's gehn. Nur nicht ereifern. Also, ich sag's ganz offen, Frau Mooseder — auf dem Grafenreuther Standesamt bin ich nicht gewesen!"

„Bagasch' elendige!" schrie Trudl plötzlich. „Sowas schau' ich net an!" — Nach diesen Worten schmiß sie die Tür hinter sich zu.

Auf Georgs Stirn stand die Zornesader. Kaspar vermittelte: „Reg' dich net so auf, Vater! Du kennst doch die Mutter! Die weiß nie, wo's enden soll, wenn's einmal angefangen hat! Nachher tut's ihr wieder leid!" Nach diesen Worten wandte Kaspar sich zu Toni. Die aber sah zu Boden, und Kaspar bemerkte eine Träne, die über ihre Wange lief.

„Seid's jetzt ganz ruhig", begann Georg. „Sie sollen schon Genugtuung haben, Schwägerin, und Sie auch, liebe Nichte. Dazu war mir mein Bruder doch zu wert."

„Aber Schwager!" bat Anna. „So doch nicht! Ich bitt' Sie! Gehn's zu Ihrer Frau und machen Sie's wieder gut! Wir können doch nichts verlangen! Freundlich war sie ja nicht, aber ich bin auch nicht auf lauter Freundlichkeit gefaßt gewesen. So ganz und gar wird sich die liebe Heimat nicht verändert haben, auch durch den Krieg nicht. Wer weiß, wie die Grafenreuther uns aufnehmen, wenn auch die jungen Leut' jetzt keine Erinnerung mehr an die Anna Lechmaier haben werden, und die alten bloß noch eine von vor zwanzig Jahren. Manches vergißt sich schwer, ich weiß."

Georg schwieg, in düsteres Grübeln verloren.

Da rüttelte Anna ihn mit einer drolligen Bewegung: „Na, gehn's her, Schwager! Verlieren's keine Zeit! Und nun auf Wiedersehen! Hoffentlich haben wir ein andermal mehr Glück! Ich schreib' Ihnen

aus Grafenreuth, sobald wir ein Dach überm Kopf haben!"

Sie drückte Vater und Sohn die Hand — dann ging sie. Toni nickte nur scheu und lief ihr nach. —

Herr Vitus Ginster, Oberexpeditor auf dem Grafenreuther Bahnhof, hatte inzwischen dafür gesorgt, daß seine Mitbürger die Ankunft der ‚Amerikanerinnen' erfuhren. Vormittags wußten es schon alle Beamte und Reisende, mittags die Bekannten am Stammtisch. Grafenreuth hatte nur wenige Sensationen — an den Krieg, der wöchentlich neue brachte, hatte man sich schon gewöhnt. Der war hier im Grunde doch nur ein großes Hörensagen. Viele Familien hatten Verluste zu beklagen — dennoch geriet der eigentlich eingesessene Bürger mehr aus dem Häuschen, wenn ein neues Element in den Friedenskreis drang. Das geschah jetzt. Beim Rabenwirt wohnten die beiden Amerikanerinnen. Man hatte sie von Possenried, wo sie Georg Mooseder besucht hatten (was man auch schon wußte), zurückkehren sehen. Sepp Dieringer, der

stets betrunkene Dienstmann, Grafenreuths lebendige Lokalchronik, hatte ihr Gepäck vom Bahnhof geholt. Mit geheimnisvoller Miene stand er nun zwischen den Leuten.

Herr Peter Ringler, der Rabenwirt, war im Grunde ein naiver Mensch. Er hatte sich aufrichtig gefreut, als die seltenen Gäste sein Haus beehrten. Dem Konkurrenten Bullinger, Besitzer des Gasthofs zur Post, hatte er den Ärger herzlich gegönnt. Aber er bedachte nicht, daß jede auswärtige Seltenheit jetzt verdächtig war. Anna Lechmaier und ihre Tochter waren noch nicht zwanzig Minuten in seinem Hause, als schon Herr Metzger, der Obergendarm, erschien und den Wirt zu sprechen wünschte. Xaver, der Hausknecht, fiel fast die Treppe hinauf — so eifrig holte er seinen Herrn. — „Was gibt's denn, Herr Oberschandarm? Was steht denn zu Diensten?" fragte Peter Ringler mit heftigem Augenzwinkern. Diese Eigenschaft war bei ihm nervös.

„Hier is doch eine gewisse Anna Lechmaier eingekehrt nebst Tochter Antonie, aus New York in Amerika?"

„So is', Herr Oberschandarm! So steht's halt im Meldeschein, was ich hab' ausfertigen lassen!"

„Ja, den hab' ich hier in der Hand."

„Fehlt was?"

„Nein. Das kann man net sagen. Es is alles richtig ausgefüllt. Haben Sie die Päß' schon gesehen?"

„Aber selbstverständlich, Herr Oberschandarm! Aber das is ja 's erste! Bei die Zeiten! Ich werd' doch bei die Zeiten keine fremden Leut' ohne Päß' in mein Haus nehmen!"

„Nix für ungut, Herr Ringler. Ohne Päß' wären's überhaupt net über die holländische Grenz' gekommen. Aber die Fremden gehören dem neutralen Ausland an — Deutschland is von Feinden umgeben, net wahr, und was unsere Feinde sind, die wollen uns verderben . . . dazu noch Amerika, wo's ohnehin net die rechte Neutralität haben . ." Herr Metzger hob die Schultern, und seine Augenbrauen zogen sich zu spitzen Winkeln hinauf, was dem sonst so milden Blick des Polizisten etwas Durchbohrendes gab.

Peter Ringler kratzte sich hinter dem Ohr. „O Jegerl! Hätt' ich, wenn ich das gewußt hätt' — daß ich solche Umständ' kriegt' — dann hätt' ich die Bagasch zum Bullinger geschickt!"

„Da wär' das gleiche gewesen", beschwichtigte ihn der Obergendarm. „Sie müssen mich net falsch versteh'n, Herr Ringler. Ich red' jetzt nur von wegen dem Prinzip. Was Persönlich's liegt ja noch keineswegs gegen Ihre Gäst' vor. Wir müssen nur in jedem Fall von wegen der Spionaschgefahr vorsichtig sein. Sagen's also zunächst amal den beiden da droben, daß die Polizei dagewesen is, und daß sie um 3 Uhr pünktlich in der Schandarmerie zu erscheinen haben. Und bis dahin —" Herr Metzger beugte sich etwas zu dem immer heftiger zwinkernden Ringler herab — „bis dahin lassen Sie's fei net aus'n Augen, net wahr?"

Der Wirt nickte hastig. Sein sonst so behagliches Lebenstempo geriet ins Schwanken. Das hatte ihm gerade noch gefehlt. —

Als Anna und Toni nachmittags zur Polizei gingen, spürten sie schon überall die von der Klatschsucht geschürte Feindseligkeit. Man tuschelte miteinander, man sah ihnen nach. Unheimliche Schadenfreude lag auf den Gesichtern. Trotzdem brachte die Auseinandersetzung mit der hohen Obrigkeit keine Katastrophe. Die Fremden hatten sich mit richtigen Pässen gemeldet, es war überhaupt nichts gegen sie einzuwenden, und so entließ sie der Herr Obergendarm freundlich. Nur eine Bemerkung hatte er gemacht, die Toni nicht verstanden, Anna aber desto mehr zu werten mußte: „Also die unverehelichte Lechmaier sind Sie. Ja, wie das nun weitergeht — bei uns sind halt andere Verhältnisse als in Amerika — da müssen Sie schon abwarten." Toni befragte ihre Mutter über diese rätselhafte Äußerung — sie sah jedoch einen so zornig gespannten Ausdruck auf ihrem Gesicht, daß sie das Thema lieber fallen ließ.

Beim Rabenwirt ging es schon los. Peter Ringler wartete im Haustor auf die Frauen. Er wußte Publikum um sich herum, er spielte

seine Szene wie ein Schauspieler. Mit unaufrichtigem Lächeln trat er Anna und Toni entgegen: „Es is halt eine fatale G'schicht', meine Damen. Da is nämlich ein Irrtum geschehen, ein Versehen, möcht' ich sagen, das ich sehr bedaure — Ihr Zimmer war schon vermietet. Meine Frau hat's nämlich gestern abend, als ich in München war, an einen Kunstmaler gegeben. Ich hab's net gewußt, und darum — weil nämlich auch durchaus kein andres Zimmer net mehr frei is — darum . . . werden's schon einsehn —"

„Ich versteh', Herr Wirt", erwiderte Anna. „Ihre Mitteilung begegnet unserm Wunsch. Wir wollten Ihnen nämlich eben kündigen."

„So? Is wahr? Wohin wollen's denn zieh'n? Hä?" fragte Peter Ringler mit falschen Augen.

„Das geht Sie nichts an", antwortete Anna ruhig. „Ich zahl' Ihnen die Nacht, die wir hier nicht schlafen werden, und darf wohl meine Sachen dafür stehen lassen, bis wir eine Wohnung haben?"

Der Wirt nickte kurz und zog sich zurück.

Toni ließ sich der Mutter zuliebe weder Sorge noch Widerwillen anmerken. Sie ging auf ihren Ton ein, die Grafenreuther von der humoristischen Seite zu nehmen. Heiter faßte sie sie unter und machte sich mit ihr auf die Wohnungssuche. Bald sahen sie jedoch, wie schwer es war, und als der Abend hereinbrach, mußten sie erkennen, daß sie gegen eine eiserne Mauer liefen. Wo ein möbliertes Zimmer angezeigt war, verleugnete sich der Vermieter oder fand eine lahme Ausflucht. Überall schien man schon hinter verschlossenen Türen auf eine Frage zu lauern, und wenn sie abgelehnt war, den Obdachlosen mit Genugtuung nachzuschauen. Sie suchten kreuz und quer den ganzen bergig ausgedehnten Ort ab. Zuletzt wagten sie sich noch ins Rathaus, konnten aber aus einem Käsbrot schmausenden Kanzlisten nichts herausbekommen. Als Anna eine amtliche Wohnungsvermittlung für Fremde wissen wollte, nieste er und sagte, auf die Uhr schauend: „Kanzleischluß!"

„Wir müssen heut' nacht in irgendeinem Gasthaus bleiben", sagte Anna, als sie mit Toni wieder auf dem dämmerigen Marktplatz stand. Müde und fröstelnd stützte sie sich auf den Arm ihrer Tochter.

Toni nickte. „Es ist ja gleich, Mutter, wo." Ihr Blick glitt über die hartherzigen Giebelhäuser hin. Wie träge und tot und doch noch boshaft lebendig lagen sie da.

Anna vermied es in einem drückenden Schuldbewußtsein, ihr gequältes Kind anzusehen — sie wandte sich dem Gasthof ‚Zur Post' zu. Lorenz Bullinger, der Wirt, stand auf seinen dicken Gichtbeinen vor dem Tor. Ohne etwas gesagt zu haben, wirkte er schon fürchterlich grob.

„Ach, den wollen wir doch gar nicht erst fragen, Mutter", bat Toni leise.

„Was bleibt uns aber übrig, Kind? Die andern Gasthäuser sollen viel schlechter sein." Sie fragte den Wirt kurz nach einem Zimmer.

Lorenz Bullinger wiegte sich eine Weile in den Hüften, so daß man vor allem auf das gewaltige Rund seines Bauches blicken

mußte: „An Zimmer! Ja! Dös hama scho! Aber hergeb'n tun ma halt kans!"

„Das heißt, alle sind besetzt?"

„Dös können's Ihna selber expelzier'n, was das heißt! Die Post is halt nur für s gute Publikum da!"

„Dann gönn' ich dem guten Publikum den guten Wirt!"

Toni zog ihre Mutter fort. Sie gingen im Schatten der Häuser eine Weile weiter. „Ja, das ist eine dumme Geschichte", sagte Anna schließlich. „So hatt' ich's mir doch nicht vorgestellt. Das hast du nun von den Jugendstreichen deiner Mutter." Da spürte sie plötzlich, daß Toni weinte. „Aber Kind!" rief sie erschrocken. „Du wirst dir's doch nicht zu Herzen nehmen? Am besten ist's, wir fahren jetzt nach München zurück! Komm, komm — zum Bahnhof ist's noch ziemlich weit — wir wollen lieber nach dem Zug schauen!"

Es war schon Nacht, als sie endlich hinkamen. Doch zu ihrem Schrecken erfuhren sie, daß der letzte Zug nach München eben abgefahren war. Jetzt war guter Rat teuer.

„Ach, und du bist so furchtbar müde, Mutter!" rief Toni, sich an sie drängend.

Anna lächelte seltsam. „In der Heimat — in der Heimat — da gibt's ein Wiedersehen", flüsterte sie, indem sie ins Dunkel deutete. Eben hörte man das Lied von einem Soldatentrupp singen, der auf der Landstraße zur Nachtübung zog. Mutter und Tochter begaben sich traurig in die kleine Bahnhofswirtschaft. Dort bestellten sie sich, was es noch zu essen gab, und starrten mutlos vor sich hin.

Ihnen gegenüber saß, von den anderen Gästen abgesondert, ein Mann, der hier fremdartig wirkte. Er hatte ein feines, nervöses Gesicht und angegrautes lockiges Haar. Während er hastig eine Regensburger Wurst verzehrte und helles Bier dazu trank, schien sein Gehirn immerfort zu arbeiten. Der ganze, sehr abgemagerte Jünglingskörper des Mannes, der in einem abgetragenen Radfahreranzug steckte, arbeitete mit. Merkwürdig war es, wie klar und leuchtend die Augen aus dem sorgenvollen Antlitz blickten.

„Das ist der erste Mensch hier", sagte Anna plötzlich. Toni war von ihrer Äußerung nicht überrascht, denn sie hatte eben dasselbe gedacht. „Den frag' ich, wenn er mit seiner Wurst fertig ist", fuhr die Mutter fort. „Den frag' ich, was wir tun können. Ich hab' nämlich keine Lust, hier die ganze Nacht auf den Frühzug zu warten. Wenn man ein anständiger Mensch ist und Geld hat? Der da drüben wird das verstehen. Der ist sicher ein Maler, der draußen gearbeitet hat. Da steht ja sein Rad und ein angefangenes Bild daneben. Ja, solche Leut' hat's schon immer in Grafenreuth gegeben. Das waren nie die schlechtesten."

Auch Anton Purtscheller waren die Frauen allmählich aufgefallen. Nicht nur Tonis Jugendanmut — das Gesamtbild von Mutter und Tochter interessierte ihn. Er sah eine rührende, tiefe Ähnlichkeit des alternden und des blühenden Menschenwesens. So machte er's den Frauen leicht. Kaum war die Regensburger Wurst verzehrt und das Bier ausgetrunken, als er auch schon aufstand und in jugendlicher

Liebenswürdigkeit auf die Nachbarinnen zuschritt. Er stellte sich als Bürger von Grafenreuth vor und bot den offenbar Schutzbedürftigen seinen Schutz an. Überrascht vernahm er, daß die Frauen eben mit dem Wunsch gekämpft hatten, ihn darum zu bitten. Anna hatte richtig geraten — Purtscheller war wieder einmal zu lange bei der Arbeit geblieben, doch seine gute Frau war daran gewöhnt und hatte mit ihm ausgemacht, daß er auf dem Bahnhof etwas äße und dann geräuschlos heimkäme. Die Zutraulichkeit des Künstlers zeigte so bald den guten, freimütigen Menschen, daß Anna ihr Herz nicht länger zurückhielt.. Sie schüttete ihm das Leid des ersten Grafenreuther Tages aus. Bald wußte Purtscheller, wen er vor sich hatte.

Seine Phantasie, die immer dem größeren Leben nachjagte, obwohl sie die Kleinstadt liebte, war entfacht. Ein höchst aktiver Zorn erfüllte ihn. Eigene Vereinsamung fand plötzlich das ergreifende Gleichnis. Was hatte es ihn gekostet, zwischen diesen Philistern vorwärtszukommen! Jetzt durfte

er wenigstens bei ihnen ringen und darben! Und das wunderbare Schicksal, das er plötzlich übersah! Die freie Liebe Jakob Mooseders, des Enterbten der Mühle! Sein Kind auch, in dessen Augen die verschollene Schönheit der Heimat leuchtete! Rätselhafte Gotteswege! Doch die müden Frauen wollten keine träumerische Betrachtung von ihm — sie warteten auf Hilfe. Da nahm Purtscheller seinen heißen Kopf zusammen und sagte, mit der Faust immer wieder auf den Tisch schlagend: „Diese kleinen Sälen! Diese kleinen, wurmstichigen Sälen! Ja, so sind sie! Auch jetzt noch, wo's draußen ums Greeßte geht! Rickfall, Rickfall, immer wieder! Aber es soll ihnen diesmal nich durchgähn! Nä! Ich mache Ihnen ein' Vorschlag, meine Damen! Und den missen Sie annähmen! Sie kommen mit zu uns und ibernachten in meinem Atelier! Da is'n ganz scheener Divan drin und 'n Sofa auch — es geht schon! Und morgen früh — da besorg' ich Ihnen 'ne Wohnung! Verlassen Sie sich drauf — ich hab' schon eine in petto!"

Sein Wesen hatte nichts Redensartliches. Hier waren sie wirklich an einen guten Menschen geraten. Bevor aber Anna zugriff, erinnerte sie den Maler an seine Frau. Der Wille der abwesenden Gattin müsse respektiert werden. Wie würde sie sich zu solchem nächtlichen Überfall stellen? Tonis wegen fürchtete Anna aus dem Regen in die Traufe zu kommen. Doch Purtscheller beruhigte sie lachend. „Selma!" rief er mit feuchten Augen. „Meine Selma! Und unsere Kinder! Wir haben acht Kinder! Lauter Engelchen, sag' ich Ihnen! Na, Sie werden se ja sähen! Nä, nä! Da kennen Se Selma schlecht!"

So ging man denn hin. Lange hatten die erschöpften Frauen nicht zu Purtschellers Wohnung zu gehen. Der Maler wohnte zwischen Bahnhof und Marktplatz, in einem freistehenden neuen Hause, das von Gemüsegärten umgeben war. „Keene Nachbarschaft, Gott sei Dank!" erläuterte er. „Und die nächste, die wir haben, is auch die angenähmste. Sähn Se das kleine Häuschen da drüben, das ganz mit Clematis be-

wachsen is? Bei Tage sieht man's besser! Da wohnt Frau Doktor Agathon, eine vorzügliche Dame! Witwe von unserm Bezirksarzt! Die Grafenreuther glauben zwar, daß se nich ganz richtig im Kopp is, aber das will se grade, das is ihr Glick unter den Leuten, dadurch hat se 'ne gute Einsamkeit! Bei Frau Doktor Agathon quartier' ich Sie ein!"

Er hatte unter diesen Worten die Haustür aufgeschlossen, Licht gemacht und klopfte nun bei seiner Frau an. Selma Purtscheller erschien im Nachtgewand. Sie erschrak nur wenig vor den Fremden. Erstaunlich war die Fassung, mit der sie sich sofort in die Situation fügte. Es schien nicht das erstemal zu sein, daß ihr Gatte „Obdachlose" mitbrachte. Diesmal handelte es sich offenbar um einen besonderen Fall. Man hatte die Ehrenpflicht, gastlich zu sein. Die Hauptsorge des Ehepaares war es nun, daß die Kinder nicht geweckt wurden — sonst arbeiteten sie nur in leiser Emsigkeit an den beiden Nachtlagern.

Ein kurzes Dankeswort, das tief aus den müden Seelen klang — dann trennte man sich: das Ehepaar verschwand.

Anna und Toni sahen sich nicht mehr um. Bald schliefen sie fest und bis in den hellen Morgen hinein. Da wachte zuerst die Mutter auf — langsam regte sich auch Toni. Beide sahen sich blinzelnd in dem weiß leuchtenden Raum um. Plötzlich lachten beide. — „Solch Schlafzimmer haben wir unsern Lebtag noch nicht gehabt, Tonerl!"

„Nein, Mutti! Aber schön ist es und interessant! Man wird gleich munter!"

Die Wände des Ateliers waren mit vollendeten und unvollendeten Gemälden bedeckt. Wilde Buntheit tobte sich aus, ein grotesker Künstlerwille. — „Ob's Leut' gibt, die das kaufen?" fragte Anna bedenklich.

„Der arme, gute Mann", flüsterte Toni. „Aber schau, Mutter, das große Bild da drüben auf der Staffelei — das gefällt mir! Das ist mir schon in den Traum gekommen! Merkwürdig — bevor ich's gesehen hab'! Oder ob's doch eine Erinnerung von gestern war?" Toni sah träumerisch auf das Bild.

„Was sind denn das eigentlich für schreckliche Kerls?" fragte Anna. „Die reiten ja wie die Teufel über das arme Land hin!"

Jetzt klopfte Frau Purtscheller an und bat die Gäste, zum Frühstück zu kommen. Anna und Toni dankten — dann zogen sie sich schnell an und stiegen in die Wohnung hinunter. In einem engen Zimmer saß die ganze Familie versammelt. Auch die Kinder hatten mit dem Frühstück gewartet. Anna und Toni blickten ganz betroffen auf die Schönheit der Kinder. Lauter lichte Blondköpfe mit strahlenden blauen Augen und feinen, unirdischen Zügen. Ihre ärmliche Kleidung — alle trugen denselben Kittel aus braunem Wollstoff — steigerte nur die rührende Anmut des Bildes. Auch Frau Purtscheller mußte einmal schön gewesen sein — man sah nicht mehr viel davon. Sie hatte tiefe Sorgenzüge, ihr mütterlicher Körper war aus den Formen gekommen. Mit glücklichem Lächeln bediente Purtscheller die Gäste. „Nähmen Sie vorlieb, Verährteste — die Kunst hat's schwär im Kriege!"

„Lieber Herr Purtscheller“, sagte Anna, während Toni fast das Frühstück über der Betrachtung der Kinder vergaß — „lieber Herr Purtscheller, wir sind Ihnen so dankbar, ich kann es Ihnen gar nicht sagen. Sie haben uns ein bißchen Heimatgefühl gegeben, Sie und Ihre Frau. Das vergessen wir Ihnen nie . . .“

„Aber um des Himmels willen! Man wird ja schamrot! Verlieren Se doch kein Wort dariber!“

„Ich fürchte nur, daß man Ihnen in Grafenreuth unsere Aufnahme verübeln wird.“

Purtscheller schlug mit der Faust auf den Tisch. Die Kinder lachten über den plötzlichen Zorn ihres Vaters — dieser aber rief mit funkelnden Augen: „Se sollen nur! Se sollen nur! Sie wollen doch hier bleiben?“

„In Grafenreuth? Ja — das will ich, trotz allem.“

„Bravo! Bravissimo! Nur stramm stähen muß man! Da kuschen se schon! Was, Selma? Und nu kommen Se mit! Jetzt gähn wir zu Frau Doktor Agathon!“

Purtscheller eilte voraus — Anna und Toni folgten.

Das Haus der Frau Doktor Agathon lag in einem großen, alten Garten. Hier lebte die Witwe des Bezirksarztes schon so manches einsame Jahr. Ihr einziger Sohn stand im Felde. Sie habe viele Leute gegen sich, weil sie ganz nach ihrem Geschmack lebe, erzählte Purtscheller. Nun aber kränkle sie, und da würde sie Menschen, die ihr gefielen, gern ins Haus nehmen. Als der Maler am Zaun läutete, sprang ein großer Hund aus dem Hause, ein schwarzer Neufundländer von kraftvoller Schönheit. Er kannte aber Purtscheller und beruhigte sich bald. Wedelnd ließ er den Besuch eintreten. Eine hochgewachsene Dame mit weißem Haar und klugen, dunklen Augen in dem noch jugendlichen Gesicht kam Anna und Toni entgegen. Purtscheller stellte vor und sprach für seine Schützlinge, aber er konnte sich kurz fassen, denn Frau Doktor Agathon war durch ihr altes Dienstmädchen schon von den Vorgängen des gestrigen Tages unterrichtet. „Neuigkeiten haben das einzige gute Tempo

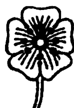
in Grafenreuth", setzte sie lächelnd hinzu. Schon war sie Anna und Toni vertraut. Es erschien zwecklos, sie vor etwas zu warnen, was sie beschlossen hatte. Sie gab ihrer Freude Ausdruck, daß Purtscheller den so schlecht in der Heimat Begrüßten begegnet war. Dann führte sie sie, ohne erst viel von ihrer Bereitwilligkeit zu sprechen, in das Gastzimmer hinauf. Das war hell und sauber, hatte einen schönen Ausblick auf Wald und Feld und kostete das Nötige, jenseits aller Geschäftlichkeit.

„Merkwürdig, daß Sie zu mir kommen", sagte Frau Doktor Agathon, ihren tiefen, klugen Blick auf Toni richtend. „Ich entschloß mich nur schwer zu Hausgenossen und tat keinen Schritt dazu. Aber nun ist es sicher das richtige. Ich will es heute gleich meinem Sohn schreiben. Der ist schon über ein Jahr im Westen. Der sorgt sich im ärgsten Ringen draußen noch um seine alte Mutter."

„Das is'n Kriegsheld!" flüsterte Purtscheller mit leuchtenden Augen den Frauen

zu. „25 Jahre alt! Oberleutnant und Kompagniechef! Eisernes Kreuz erster Klasse!"

„Hier ist sein Bild", sagte Frau Doktor Agathon. Anna betrachtete es, während Toni noch nicht von dem Antlitz der Mutter loskam. „Er hängt so fest mit mir zusammen, wie nur möglich. Trotzdem habe ich oft Angst, daß der Krieg einen dünnen Faden daraus macht. Der furchtbare Krieg."



XIV.

Die heitere und doch im tiefsten Ernst wurzelnde Anschauung, die Frau Doktor Agathon von den Dingen der Welt hatte, gab Anna und Toni neuen Halt. Ihre Wirtin verstand es mit unsichtbarer Feinheit, Wünsche zu erfüllen, Hoffnungen einzuflößen. So verschaffte sie Anna Zutritt in die wenigen Häuser, wo sie selbst noch verkehrte. Sie hatte doppelten Dank von ihrer Empfehlung, denn Anna war eine Masseuse, wie man sie kaum in München fand. Es kam bald dazu, daß manche korpulente Grafenreutherin vor dem tragikomischen Konflikt stand, die einzige Helferin zu rufen oder der Sittlichkeit zuliebe weiter Schmerzen zu dulden. Anna ließ jedenfalls keinen Zweifel darüber, daß ihre Kunst zur Verfügung stand.

„Ach, möchten sie sich doch alle an Sie wenden müssen, alle, damit Sie ihnen die

bösen Mucken herausmassieren!" meinte Frau Doktor Agathon. Für Tonis Befriedigung wußte sie auch Rat. Wenn das junge Mädchen nicht der überlasteten Frau Purtscheller half, machte sie sich ihrer Wirtin nützlich. Auf diese Weise kam sie zu vielen Gesprächen mit Frau Doktor Agathon. Die Frau, der man in Grafenreuth stolze Verschlossenheit nachsagte, wurde rückhaltlos vor Tonis Frühlingsgemüt. Allmählich lernte Jakob Mooseders Tochter ein reiches Frauenleben kennen, voll Schönheit und Schmerz, voll Stolz und Würde.

Der Inhalt ihres Lebens aber war ihr Sohn. Als Toni durch die Erzählungen der Mutter Walter Agathons Leben übersah, fand ihre Liebe zum größeren Menschendasein, die sie vom Vater geerbt hatte, Nahrung. Ein Märchen der Wirklichkeit war die Laufbahn dieses jungen Mannes. Walter Agathon hatte es früh hinausgetrieben, tiefe Unruhe einer Persönlichkeit, Abenteuerlust und rücksichtsloses Selbstbewußtsein. Sein Glück gab ihm Eltern, die ihn ohne Widerspruch der Schule des

Lebens überließen. Ein Jahrzehnt fast war er in Indien gewesen, vom Handlanger bis zum Plantagenleiter aufsteigend. Für ein deutsches Haus arbeitend, war er unter Holländern und Malaien Deutscher geblieben. Den Tod seines Vaters erfuhr er, als er nur noch das Grab hätte aufsuchen können. Er fragte die Mutter damals, ob sie ihn zu sich wünschte — sie bat ihn, sein Leben in der Ferne weiterzubauen. Dann aber war der große Krieg gekommen. Da erscholl ein Ruf in Walter, stärker als des Vaters Heimgang. Da mußte er sich von allem, was er geschaffen hatte, losreißen, und er riß sich los. Als freiwilliger Soldat kam er nach Deutschland. Wie er aus dem Hafen von Singapore durch lauernde englische Wachtschiffe hinausgerudert war, um auf hoher See ein deutsches Kriegsschiff zu gewinnen, wie er von dort aus an die persische Küste gelangt, aus Persien nach Mesopotamien und Palästina, von dort nach Konstantinopel und allmählich in die Heimat — das hatte der Geist der Zeit gedichtet. Bald mußte auch die Mutter, die den Sohn nach zehn

Jahren endlich wieder hatte, ihn der größeren Gefahr weitergeben. Nach wenigen Tagen war Walter Agathon aus Grafenreuth nach Frankreich gezogen. Dort geschah das zweite, tiefere Wunder. In seinen Feldpostbriefen kam der Heimgekehrte erst zur Besinnung. Einsame Stunden in Feindesland brachten es ihm zum Bewußtsein, was seine Vergangenheit gewesen, was seine Zukunft werden mußte. Er offenbarte sich der Mutter — kein Glied der schimmernden Gedankenkette ließ er unsichtbar. Diese Briefe, Frau Doktor Agathons Heiligtum, lernte Toni kennen. Bilder eines Lebendigsten, der täglich vom Tode bedroht war. Sie sah ihn oft in einer mystischen Steigerung, mit den Augen der Mutter. Der Herbst umdunkelte das Land, aber Toni erwachte zu ihrem Frühling. Sie gestand es sich nicht ein. Es war keine Wirklichkeit, was ihr sehnsüchtiger Glaube umfaßte — für sie war es Traum. Den Mann konnte Walter Agathon für sie bedeuten — einen Mann wagte sie nicht aus ihren schwebenden Gefühlen zu gestalten. Das gab ihr Ruhe-

losigkeit und brachte sie in große Gefahr. Aber ihr junges Leben war von so vielen Enttäuschungen der Wirklichkeit schon gequält worden, daß es ihr wohltat, im Möglichen zu bleiben. Betrug war es nicht — die Mutter, diese Mutter glaubte ja daran. Noch mehr — sie hielt das Wirkliche des Sohnes in ihren Händen: seine Briefe, seine Bekenntnisse, die ganz gewiß aus dem Lande der Wahrheit kamen.

Frau Doktor Agathon fühlte, wie das junge Herz neben ihr schlug. Während sie mit Toni sprach, tönte Ungesprochenes. Wundersam sah sie den Sohn allmählich in das Land der Erfüllung geführt. So war das wirkliche Leben nicht, sie wußte es, und doch — so konnte der Mensch, ein gläubiger Mensch es gestalten. Liebte Walter nicht das Unbekannte, das seinem innersten Drange bekannt war? Märchen durfte es nicht genannt werden — die Blüte des Lebens wurde sonst abgepflückt. Frau Doktor Agathon hegte sie für ihren Sohn in ihrem Garten. Sie hegte die Neigung eines reinen Mädchens zu einem unbekannten

Helden. Er ahnte nicht, was ihm in der Heimat heranwuchs. Wofür er im Grunde kämpfte, als Kern des wiedergefundenen Vaterlandes. —

An einem leuchtenden Herbstabend trat Toni bei ihrer alten Freundin ein. Die hielt ein Blatt in der Hand und lächelte ihr entgegen.

„Mutter Agathon! Ein Brief?!"

„Ja, Kind. Lies selbst." Matt von dem Aufruhr ihrer Gefühle gab sie ihr Walthers Schreiben.

Toni las: „Meine liebe, einzige Alte daheim! Am ersten Oktober gibt es Urlaub! Da komme ich zum zweitenmal nach Hause, aber diesmal mit anderem Bewußtsein! Jetzt kenne ich den Krieg, und in den Krieg gehöre ich — läßt sich nicht ändern, Mutter! Wir müssen es durchsetzen! Aber die Heimat will ich jetzt genießen, da es mir erlaubt wird! Vier Wochen, Mutter! Erholungsurlaub! Erschrick nicht — ein Typhusanfall, aber an meiner Natur gescheitert. Außerdem, um äußerliche Überraschungen zu vermeiden, sei es hier schon gesagt: Bin Hauptmann ge-

worden — goldene Tapferkeitsmedaille — Punktum! Jedenfalls verrate ich Dir, daß ich gern mal was anderes sehe, als meinen Schützengraben! Plötzlich werde ich bei Dir sein, alte Mutter, alte Heimat! Vier Wochen — das ist was! Hoffentlich treffe ich Dich, wie ich's mir wünsche. Aber da ist wohl eine Garantie vorhanden durch Deine lieben Hausfreunde. Grüße sie von mir, ich glaube sie schon gut zu kennen. Ach, wenn die letzten Tage erst 'rum wären!

Dein glücklicher Junge."

Frau Doktor Agathon blickte auf. Da sah sie Tonis entrückte Augen. Die Freude des jungen Mädchens war Angst zugleich. Walters Mutter verstand diesen Kampf. Sie ehrte ihn schweigend und entließ Toni. Die Wirklichkeit schritt auf die Märchenliebe zu. Die bangte davor, aber sie entfloh ihr nicht, denn das Menschentum erkannte reif und stolz die siegende Wahrheit.



XV.

Wenn weißblaue Fahnen in den engen Gassen wehten, wurden die Grafenreuther gute Menschen. Sie wußten es von sich selbst. Eine naive Freude erfüllte sie dann an ihrer eigenen Vortrefflichkeit. Aus allem Kleinkram, wo es sonst nur um Tuchballen und Hopfen ging, blickten sie in die wallende Buntheit empor. Am klaren Herbsthimmel stand, was das Vaterland forderte.

Solch ein Siegestag war es, der Walter Agathon heimkehren ließ. Der schlanke, von stählerner Kraft erfüllte Hauptmann mit dem tiefgebräunten Kopf blieb überrascht auf der Bahnhofstreppe stehen. So schön war ihm seine Vaterstadt noch nie erschienen. Er ließ den Blick über die von Gärten und Ackerland umgebenen Häuser schweifen — drüben lag auch sein Elternhaus — dann sah er zum Markt hinüber.

überall Fahnen. Lachende, deutsche Welt. Im Himmelsblau brannte die goldene Sonnenflamme. Taubenschwärme flogen um die Giebeldächer, Bauern wanderten zum Markt. War draußen wirklich Krieg? —

Walter Agathon war so in den Anblick seiner Heimat vertieft, daß er nicht bemerkte, wie sehr er selbst Gegenstand der Betrachtung wurde. Flüsterstimmen und bewundernde Blicke umgaben ihn. „Erster! Der hat's Erster!" raunte man sich zu. „Und die Goldene! . . ." Dann sprach es sich herum, wer der Heimgekehrte war. Aber der verträumte Ernst des jungen Offiziers zog einen Bannkreis um ihn, vor dem die Neugier haltmachen mußte. So beschränkte man sich auf eine flüsternde Erklärung des Heimgekehrten, für die man überall dankbares Publikum fand. In wenigen Minuten hatte das Haus der Frau Doktor Agathon eine neue Bedeutung für Grafenreuth. Liebevoll gedachte man plötzlich der einsamen Witwe und wünschte sie, nachdem man ihr täglich ausgewichen, wiederzusehen. In ihr war ja die Mutter

des einzigen Grafenreuthers zu verehren, der die goldene Tapferkeitsmedaille besaß. Zwei junge Mädchen beschlossen, ihre Fensterpromenade vor dem Landhause Agathon zu machen. Das Wunder geschah, daß die Frau Apotheker Selzle sich der Bekanntschaft mit Anna Lechmaier rühmte, die ja bei Frau Doktor Agathon wohne. Ihr und ihrer Freundin, der Frau Buchdruckereibesitzer Wiesengrün, gehe es schon viel besser, seitdem sie sich von der Anna Lechmaier massieren ließen. Alles, was recht sei ... Übrigens sei die Toni Lechmaier, die man so oft bei den Purtschellers sehe, ein herziges Mädel. Zum letzteren machten die Töchter Grafenreuths freilich keine freundliche Miene — sie wollten in Hauptmann Agathons Nachbarschaft kein herziges Mädel, außer sich selbst. Zugleich aber flog die Behauptung auf, daß Herr Purtscheller, den man doch immer für einen halben Narren gehalten, ein bedeutender Maler sei. In München halte man viel von ihm. In den „Neuesten" habe es auch schon gestanden.

Walter Agathon ließ das Getuschel hinter sich und stieg die Bahnhofstreppe hinunter. Das leise, glückliche Lächeln blieb auf seinem dunklen Gesicht. Als er die Straße entlang schritt, die zum Hause seiner Mutter führte, sah er plötzlich eine schlanke, etwas gebückte Gestalt auf sich zukommen. Sie erkannte ihn noch nicht, sie ahnte nicht, daß der Sohn schon in Grafenreuth war. Walter ging schneller. Erst salutierte er lustig — dann winkte er mit dem Taschentuch. Jetzt erkannte sie ihn. Die Füße schienen ihr zu versagen. Da war er schon bei ihr und hielt sie in seinen Armen. Lange konnten sie nun allein in der stillen Straße ihre tiefe Wiedersehenslust genießen. Dann führte Walter die Mutter nach Hause. — „Hast du geahnt, daß ich heute komme, Mutter?"

„Ich weiß nicht, Kind. Es trieb mich nur plötzlich zum Bahnhof. Um einen ganz gleichgültigen Brief fortzuschicken. Aber es muß wohl Ahnung gewesen sein. Walter, älter bist du geworden . . ." Sie sah ihn in banger Seligkeit an.

„Das kann wohl sein, Mutter. Da draußen gelten ein paar Tage oft wie ein Jahr.“

„Bist du bis zuletzt in der ersten Stellung gewesen?“

„O, vor fünf Tagen haben wir noch gestürmt! Na, du siehst es ja — jede Kugel trifft nicht.“

Sie zog ihn an sich. „Kind, ich kann nicht daran denken. Weder an göttliche Fügung, noch an irdischen Zufall. Ich weiß ja nichts.“

„So geht's uns allen, Mutter.“

„Ich will nur an den Augenblick denken. Ich will nur dankbar sein, daß du bei mir bist. Mein Gott, ich bin 63 Jahre alt, und Vater, der ja nie viel Redensarten machte, hat mir höchstens 60 gegeben. Ich wollte es einmal wissen und war ihm damals dankbar für seine Ehrlichkeit. Nun aber ist es doch gut, daß ich für dich da bin. Das ganze Leben ist ein Krieg.“

„Feinde ringsum, Mutter! Und doch — so schön ist das Leben!“

Sie sah ihn mit stillem Staunen an. So hatte er nie gesprochen, auch in seinen

Briefen nicht. Was mochte es sein? Der wirkliche Glücksfund noch nicht — das hörte sie genau. Wie sollte der auch zu einem von Not und Tod umdrohten Soldatenleben kommen? Sehnsucht war es. Walter fühlte sich für etwas Höheres; Unsichtbares gerettet. Er hatte ausgehalten, um es noch zu sehen, zu erleben. Wie seltsam das war . . . Keine bestimmte Ahnung konnte in ihm sein. Auch hatte Frau Agathon nicht das leichtbewegte Gemüt, einen Glauben zu hegen, der nicht auf Wirklichkeit beruhte. Wenn trotzdem ihre Gedanken sofort bei Toni waren — sie wußte, was sie dem Sohn in diesem Mädchen aufgehoben, wenn sie auch der Seelenwirkung freie Bahn ließ. Sie hatte ein gutes Gewissen.

Walter fühlte, daß die Mutter in fern abschweifenden Gedanken war. Da er fürchtete, daß sie traurig werden könne, begann er von seinen ersten Heimatseindrücken zu sprechen. „Es ist famos, daß gestern gerade Hindenburgs Sieg kam! Nun seh' ich Grafenreuth auf der Höhe! Überall

Fahnen in dem guten, alten Nest! Ach, Mutter, so ist Deutschland! Verwitterte Sachen und immer wieder frische Blumen drauf! Enge und Kleinlichkeit gewiß — mein Gott, der Alltag bringt's nicht anders — aber Heroen in jedem Haus, Fahnen am Giebel in königlichem Bewußtsein!"

Die Mutter nickte lächelnd und schloß die Gartentür ihres Hauses auf. Walter sah ihr zärtlich zu. Als er sich in seinem Zimmer gesäubert hatte und zum Mittagessen herunterkam, erwartete die Mutter, daß er sie nach ihren Hausgenossen fragen würde. Anna und Toni waren heute in München — das war ein willkommener Zufall. Doch Walter fragte erst am Schluß des Essens nach den Damen. An dem Ton seiner Frage merkte die Mutter, daß er sich schon viel mit ihnen beschäftigt hatte. Sie erzählte ihm einiges von ihnen. Von Anna sprach sie mehr, als von Toni, wenn auch Walter das Gespräch sichtlich auf die Tochter lenkte. „Ich habe ein rechtes Geschenk an den beiden, Walter", schloß sie ihre Mitteilungen. „Als Herr Purtscheller sie mir

brachte, wußte ich erst, was mir gefehlt hatte. Wir Menschen haben viel von der Einsamkeit, aber man entartet auch in ihr."

„Das kann ich dir nachfühlen, Mutter! Das erlebt man draußen!"

In diesem Augenblick wurde aus dem Garten unten gerufen. Es war Annas Stimme: „Frau Doktor! Ach, beste Frau Doktor! Nur einen Augenblick!"

Die Mutter stand lächelnd auf: „Das ist Frau Anna! Sie hat gewiß ihren Schlüssel vergessen! Das passiert der zerstreuten Seele nicht selten!" Sie trat ans Fenster und öffnete es. „Nun? Schon wieder da? Grüß Gott! Grüß Gott, liebe Toni!"

Walter horchte auf, blieb aber am Tisch sitzen. Jetzt ertönte nochmals Annas Stimme: „Nicht bös sein! Hab' wieder keinen Schlüssel! Aber wir wollen Sie keinesfalls beim Essen stören! Werfen Sie uns doch bitte das Ding herunter!"

„Gern! Ich würde auch selbst kommen, aber ich habe Besuch!"

„Auch das noch? Na, dann verschwinden wir gleich in unsere Zimmer!"

„In einem halben Stündchen aber bitt' ich Sie zum Kaffee!"

„Wie feierlich!"

„Das heißt, wenn du nicht schlafen willst, Walter?" Frau Doktor Agathon wandte sich ins Zimmer zurück.

„Aber Mutter! Was denkst du? Jetzt schlaf' ich doch nicht!"

„Also gut! Auf Wiedersehen!" Sie schloß das Fenster.

„Was hat sie gesagt? Mit wem hat sie eben gesprochen, Toni?!"

Lachend hörte Walters Mutter noch Annas hastige Fragen. Als sie eine halbe Stunde später die Hausgenossen auf der Treppe hörte, hielt es sie nicht im Zimmer. Sie ging ihnen entgegen. Zugeflüstert mußte das selige Geheimnis noch werden. Walter blieb in eigentümlicher Spannung zurück. Er hatte nach Tisch geraucht — die Mutter erlaubte es ihm in ihren vom Manne entwöhnten Räumen — nun lag alles in feinem Dunst, und nur einzelne Gegenstände erhielten den Glanz der Nachmittagssonne. Seltsam lebensdurstig leuch-

teten die roten Astern in der weißen Vase. Walter ging unruhig umher. Er hörte leise, lachende Stimmen, er fühlte sich einer Verschwörung ausgesetzt — es mochte die lieblichste Gefahr sein, die einem Soldaten drohte. Seufzend blieb er stehen und reckte die Arme. Heimat! Ja, was war es eigentlich? . . .

Da öffnete sich die Tür. Die Mutter kam mit den Gästen. In stiller Herzlichkeit begrüßten Anna und Toni den Sohn ihrer alten Freundin. Man setzte sich. Man schwieg beredt. Walter betrachtete Toni. Die Mutter sah es, ohne hinzusehen. Um so offenkundiger bewegt war Anna, die andere Mutter. Zum Heil der ganzen tiefbefangenen Gesellschaft aber störte sie nicht dadurch, sondern wirkte befreiend. Jedes Wort von ihr war drollig. Man lachte sich in ein stilles Glück hinein.

„Gerettete Schiffbrüchige sind wir eigentlich alle vier auf einer schönen Insel", sagte Frau Doktor Agathon plötzlich. Sie stützte den weißen Kopf in die Hand. Dann fuhr sie lächelnd auf. „Verzeiht bitte diese un-

vermittelte Betrachtung! Aber habt ihr nicht ein ähnliches Gefühl?"

Anna nickte eifrig: „Grad' so! Wenn auch ganz anders natürlich!" Alle lachten. Sie ließ es frohgemut geschehen und fuhr fort: „Mit mir ist sicher ein Wunder geschehen! Ich hab' in der Stadt solches Rheuma bekommen, daß mich die arme Toni kaum hat heimbringen können! Jetzt ist's wie weggeblasen!"

„Der Ostwind ist immer schlimm für Mutter", sagte Toni.

„Ach, wir armen Soldaten", meinte Walter — „wir können nicht heilen — wir können nur zerstören."

Tonis blaue Augen sahen ihn groß an. Da senkte er den Blick. Sie aber glaubte nie in ihrem Leben etwas Schöneres gesehen zu haben, als diesen durch alle Schrecken gegangenen Kriegsmann, der in der Heimat die Augen niederschlug.

Man ging nach dem Kaffee in den Garten. Frau Doktor Agathon und Anna ließen Walter und Toni vorausgehen. Jetzt endlich fand Annas aufgesammelte Erregung

Worte: „Liebste, Beste, sagen Sie mir nur um Gotteswillen — wie ist mir eigentlich?"

„Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, Frau Anna. Sonst bin ich ja gern zu allem bereit."

„Ach, gehn Sie! Mir tanzt ja alles vor den Augen, seitdem Ihr Sohn da ist!"

„Ihnen? Warum denn?"

„Nun, das ist doch ein Prachtmensch! Das ist doch ein junger Mann, wie man ihn sich in seinen kühnsten Träumen vorstellt! Ach, Sie verstehen mich wohl nicht?"

„Doch, doch, Liebste. Wie sollt' ich Sie heute nicht verstehen? Aber als ehrliche Mutter muß ich Sie warnen — sehen Sie nicht zu viel in Walter. Er ist schließlich nur ein gesunder, tüchtiger Mensch, der seine Pflicht tut."

„Agathonchen! Warum so trocken? Hab' ich so geredet, wenn Sie für Toni geschwärmt haben? Wir wissen beide, was wir an unsern Kindern haben! Wir wollen jetzt nur ein bißl stolz sein! Ach, zwischen all' dem Greulichen jetzt! Da hat man doch endlich wieder das liebe Märchen! Schauen

Sie nur, die zwei! Ja, schauen Sie doch nur!"

„Ich tu' schon lange nichts anderes", flüsterte Frau Doktor Agathon. „Aber sprechen Sie leiser, Beste, sonst wacht das Märchen auf."

Anna schwieg. Dann drängte sie sich plötzlich an ihre Freundin: „Sagen Sie mir nur noch eins, Agathonchen! Glauben Sie, daß es eine Vorbestimmung gibt?"

„Das weiß man erst, wenn die Vorbestimmung gesprochen hat. Die ist verschwiegen. Wir können nichts anderes tun, als abwarten." —

Frau Doktor Agathon saß abends noch bei der Handarbeit, als es pochte und Walter bei ihr eintrat. „Bin ich unverschämt, Mutter? Laß' ich dir nicht einmal deinen Schlaf?"

„Nein, nein — komm nur, mein Junge. Ich wünschte, der Tag wär' länger. Ach, unsere kostbare Zeit. Setz' dich, du bist ja so erhitzt? Bist du noch draußen gewesen?"

„Ja! Und ich gehe gleich noch mal! Es läßt mich nicht los! Diese deutsche Herbst-

nacht, Mutter! Dieser Nebelzauber! Das ist doch mehr, als alle indischen Wunder! Fühl' mich mal an, ich trage ein gutes Naß am Körper! Bin quer über die Felder gelaufen!"

„Du wirst dich erkälten, Walter!"

„Ich? Ich bin hart! Nein, es hat mir wohlgetan, kolossal wohl! Ich hab' noch über vieles nachgedacht, was du mir heute vormittag gesagt hast — gleich zuerst, weißt Du?"

Sie hielt seine braune, heiße Hand. „Was war das?"

Er blickte auf das Eiserne Kreuz nieder, das schöne ohne Band, das auf seiner Brust blinkte — dann fuhr er fort: „Heimat ... du sprachst davon, als ob die Empfindung eingeschränkt werden müßte — ich meine, als ob das Ungeheure, wofür man kämpft und lebt, was dem Ringen draußen erst den Sinn gibt — also ob das in Wahrheit ein ganz kleiner, kostbarer Teil der Welt sei, etwas verborgen Aufbewahrtes, verborgen Blühendes — ja, so verstand ich dich. Und wenn ich dich verstand, Mutter — tatsächlich — die Erlösung sieht so aus! Was kann

sie aber sein? Der Sinn? Der Lohn? Kurzum, Mutter — ich will reden, wie man bei den Soldaten redet —"

„Du denkst an einen Menschen?"

„Ja! Ich dank' dir, Mutter!"

Er starrte mit seinen brennenden Augen vor sich hin. Dann sah er sie eigentümlich lächelnd an: „Nun bin ich soweit."

„Ich möchte dir helfen, Walter. Darf ich?"

Plötzlich stand er auf: „Nein, nein! Ich bitte dich! Wohin verirrt man sich? Alles hängt doch davon ab —"

„Wovon? Von dem Menschen?"

„Ja, Mutter! Ich versteh' dich! Aber nun schweig'! Ich habe warten gelernt! Und wenn es nicht kommen will — dann hab' ich eben geschwiegen! Dafür ist man Soldat! Hab' Dank für alles, Mutter!"

„Wohin willst du, Walter? Was hast du?"

„Erschrick nicht! Ich will nur wieder hinaus! Draußen red' ich mit allem! Draußen find' ich mich! Aber das eine hier noch für dich: Ich bin verzaubert! Ich bin

euch ins Garn gegangen! Als ich es plötzlich sah — Mutter — du hast es fein gemacht! Ohne Nebensinn! Hoffentlich, Mutter! Hoffentlich!" —

Der nächste Tag war still. Er stand im Hause Agathon unter tiefem, sehnsüchtigem Druck. Keiner sprach etwas davon aus, aber in jedem lebte es kaum bezwingbar. So ging man in scheuer Schonung aneinander vorüber. Die Bemühung, auszuweichen, führte natürlich fortwährend zu Zusammenstößen. Man lachte innerlich, als man nach den anmutigen Unglücksfällen sich endlich zum gemeinsamen Mittagessen setzte. Man konnte kaum aufblicken aus dem tiefen Reichtum der Gefühle. Rasch wurde gegessen, abgeräumt. Zum Kaffee aber kam Besuch — er ahnte nicht, wie willkommen er war. Anton Purtscheller hatte es nicht mehr ausgehalten. Nachdem er stundenlang mit seiner Selma gestritten hatte, ob es passender sei, Walter Agathon bei seiner Mutter zu begrüßen oder seinen Besuch abzuwarten, war er plötzlich aufgebrochen. Ohne zu wissen, wie, stand er dem bewun-

derten Kriegsmann gegenüber. Aber er nahm es durchaus nicht übel, daß das Vergnügen des ersten Zusammenseins ein kurzes war. Toni und Walter wollten einen „längst" geplanten Spaziergang machen. Frau Doktor Agathon aber war froh, mit Anna, die heute ganz wirr war und nur verkehrte Dinge sagte, nicht zurückzubleiben. So kam es, daß Purtscheller sich nach wenigen Minuten mit den beiden Müttern allein sah. Eifrig setzte er die Unterhaltung fort. —

Quer über die Stoppelfelder waren Walter und Toni inzwischen auf den Wald zugeschritten. Drüben wurde geschossen. „Da ist Jagd", sagte Toni, ihren Strohhut im Winde festhaltend. „Herrn Mecheln, einem reichen Maler in Grafenreuth, gehört sie. Aber wir gehen ja nach links hinüber."

„Bis wir an den Stachelzaun kommen", meinte Walter lächelnd. „Haben Sie an den schon gedacht?"

„Doch, doch . . . Aber der Weg hinüber ist frei — es ist der schönste Weg hier — und in das Eichengehölz kann man noch hinein

— da drüben — das gehört zu Possenried." Nach einer Weile fügte sie lächelnd hinzu: „Man wird bescheiden im Kriege."

„Ja, ich sprach schon mit meiner Mutter darüber. Es tut mir leid, daß Sie unsere Heimat nicht mehr sehen, wie sie war. Sie war so wunderschön, das deutscheste Land, das man sich vorstellen kann."

„Glauben Sie, daß sie sehr verloren hat?"

„Ganz gewiß. Man urteilt ja nicht immer als Soldat. Und Sie besonders — Ihre ganze Persönlichkeit — Sie würden so gut in die Zeit passen, als die Moosedermühle noch stand, die Ihr Vater nicht erben konnte."

Toni senkte den Kopf, während sie auf der schmalen Feldwegfurche vor ihm herschritt. „Eigentlich wünschte ich mir, nur in die Gegenwart zu passen, in die Zeit, die ich erlebe. So wächst man auf in Amerika. Das ist vielleicht das beste, was man drüben gewinnen kann."

Er nickte und antwortete lebhaft: „Sicherlich! Ich bin überzeugt, daß Ihnen

auch das gegeben ist! Ich dachte nur eben an etwas Bildhaftes, an etwas — na, ich bin halt ins Träumen geraten! Das ist doch heute natürlich — nicht?"

Sie bejahte eifrig: „Das Leben ist wohl überhaupt nur ein Traum! Ach, das haben gewiß schon viele gesagt? Aber ich hatte in Baltimore einen Lehrer, einen Auswanderersohn aus Schlesien — der war häßlich und etwas verwachsen, aber alles in ihm war Sehnsucht und Schönheitsgefühl. Er ging in einem ewigen Leiden an sich selbst herum. Ich versuchte einmal, ihn zu trösten, obwohl ich immer wieder davor zurückschreckte, denn er war doch schließlich mein Lehrer. Er hörte mich aber ruhig an. Er ließ mich alles sagen, bis ich nichts mehr zu sagen wußte. Dann antwortete er: ‚Vita somnium breve‘. Er wandte sich ab, als ob er schon zuviel gesagt hätte. Doch ich vergaß seine Worte nicht. Das Leben ein Traum, kann der Oberflächlichste sagen. Aber ein kurzer Traum? . . . Verstehen Sie mich? Das Gegebene darin, von einem traurigen

Menschen ausgesprochen, das ist so merkwürdig."

Sie standen unter den Bäumen des Eichenwaldes. Nach einem Schweigen sagte Walter, in die lichtdurchzitterten Herbstwipfel aufblickend: „Das Gegebene — ja. Wir fühlen uns in klaren Stunden allenfalls als gegeben, als abhängige Geschöpfe des Schöpferwillens. So ist alles zu begreifen. Das Schicksal Ihres Onkels, Ihres Vaters, meiner Mutter . . . Ich möchte übrigens König Mooseder sehen. Ich habe das Gefühl, als ob hier jeder Soldat, der auf Urlaub kommt, ihm seinen Respekt erweisen müßte. Er sollte doch immer wieder wissen, wofür er Bauer geworden ist."

„Ja, danach sucht er. Das weiß er noch nicht."

Walter sah sie erstaunt an: „Hatten Sie den Eindruck?"

„Ich war ja nur einmal bei ihm, aber ich glaube, er ist sehr unzufrieden. Er würde gewiß lieber Soldat sein."

Sie standen auf einer Wiese, inmitten des Eichenwaldes. Es war warm an diesem Oktober-Nachmittag. Toni sah müde aus.

„Dort können wir uns setzen", sagte Walter, auf einen gefällten Baum deutend.

Als sie nebeneinandersaßen, im tiefdurchströmenden Gefühl ihrer Nähe und doch vor Berührung zurückschaudernd, nur in einem schwebenden Ungefähr der Formen, des Duftes — da begann Toni Heidekraut zu zupfen. Es wuchs ihr zu Füßen, und sie band einen zierlichen Strauß. „Für Ihre Mutter", sagte sie.

Er blickte auf ihre emsigen Hände. „Man möchte einmal denken, ohne zu philosophieren. In Ihrer Gegenwart verblaßt jede Philosophie, Fräulein Toni. Aber auch ein Mensch aus dem Schützengraben — was ist ihm Sieg oder Erfolg? Die Worte hängen nicht von Begriffen ab."

Sie fühlte sein hervorbrechendes Werben. Indem sie auf ihr Blumengebinde niederblickte, fragte sie, tief errötend: „Wovon sonst?"

„Von einem Menschen. Von Ihnen zum Beispiel.“

„Von mir? Das kann doch nicht sein, Herr Hauptmann. Ein Mädchen ist jetzt fast geduldet. Wir haben oft Jünglingsgefühle und sehen doch nur zu. Ein bißchen Herzenswunsch ist unser ganzes . . .“ Sie brach ab, wie vor sich selbst erschreckend — dann fuhr sie fort: „Ich meine, unser Wunsch hilft vielleicht ein bißchen mit zum Siege. Aber das ist nur Glaube.“

„Das ist alles! Das ist es, was ich draußen immer vor mir sah! Das Furchtbarste, was Menschen ersinnen können — wie soll ich gleich sagen — es war wie mit Rosen bekränzt! Wer über Leichen steigt — mein Gott, Sie wissen ja davon, ich brauche nichts zu verschweigen — wer über Leichen steigt von Feinden und Kameraden — der muß noch etwas haben, eine Gewißheit, einen Frühlingswert! Nun philosophier' ich schon wieder! Aber das ist einfach Erlebnis und Wirklichkeit! Ich habe daran geglaubt in all' dem Jammer draußen — und nun — als ich heimkam . . .“

Er schwieg und stützte den dunklen Kopf in die Hand. Sie sah jetzt ohne Scheu, ein tiefes Licht in den Augen, zu ihm hin. Wie wunderbar dieser Gegensatz, ein nie gesehener, alles deutender — der heldische Mann, der Urlauber, auch jetzt an der Kette der Pflicht — und ein weicher, seiner Herzensnot hingegebener Mensch. Ein Sohn, der seine Mutter wiedergesehen. Plötzlich rauschte die Quelle der erstickten Sehnsucht. Diesem Ansturm gab er sich willig hin — ihr Mädchenherz erkannte es. Da zog es sie zu einem Wagnis, das der reine, hemmungslose Weg ihrer Natur war. Er sollte nicht wieder verstummen. Die Reife des Weibes neigte sich zu dem Kind im Mann: „Als Sie heimkamen? Fanden Sie es da, oder fehlte es, woran Sie glaubten?"

Sie schwieg, ihrer Sinne kaum noch mächtig, aber sie sah ihn aufrecht, keine Antwort fürchtend, an. Da erwiderte er: „Du! . . ." Dunkel und leuchtend klang das Wort. Sie fühlte ihre Hände ergriffen — der Strauß aus Heidekraut entfiel ihr. Dann ruhte sie an seiner Brust. Ihre Stirn

berührte das Eisenkreuz. Metallische Kälte traf ihre junge Glut. Leise rauschte der Wald.

Eine Stunde später gingen sie den schmalen Feldweg zurück. Nun leuchtete das Abendgold um sie her. Toni, die wieder vor Walter herschritt, trug es am Haupte. Ein Tag war die Ewigkeit. Sie hatten sich gestern zum erstenmal gesehen.

Plötzlich hielt Walter sie fest und zog sie wieder an sich. „Ich kannte dich schon lange. Und du kanntest mich. Das wollen wir festhalten. Es sei kein Anfang und kein Ende, was wir erleben — wir sind mitten darin. Deshalb bin ich auf Urlaub gekommen!" Die letzten Worte rief er übermütig in das abendliche Land hinaus.

Sie sah ihn lange an. Ihr Blick verschmolz mit dem seinigen: „Wie könnte es auch das Ende sein?"

Er legte den Arm fester um sie: „Ich bin Soldat. In drei Wochen muß ich wieder hinaus. Ich bin zuversichtlich — ja — jetzt bin ich's überhaupt erst! Aber ich denke an dich, nicht an mich, und da muß ich mir klar

machen: Das Leben ist Gottes Wille oder Zufall. Ich binde dich an etwas, was am Rande des Abgrunds taumelt — mutig, zuversichtlich, ganz gewiß — aber — taumelt! Weißt du das? Soll ich davon schweigen? Im Gegenteil, diese Stunde fordert, daß wir davon sprechen! Als ich fortging, waren meine liebsten Kameraden tot — ich komme in dieselbe Stellung zurück. Mein Einziges — halt' dich . . ."

Er brach erschüttert ab. Da hörte er sie plötzlich fest, wenn auch mit fast verlöschender Stimme antworten: „Ich weiß, was möglich ist, Walter. Was wär' ich sonst für dich? Verdiente ich, das zu heißen, was du deinen Glauben nennst? Das möchte ich sein, nur das! Ja, Walter — ich weiß, wohin du wieder gehst. Aber das ändert nichts an unserm Besitz. Im Gegenteil — ich halte meinen kurzen Traum in jeder Gefahr. Ich weiß, du gehörst mir, ob unser Glück nun Tage dauert oder Jahre. Diese Gewißheit sollst du mithinausnehmen. Darum sind wir uns begegnet. Das hofft auch deine Mutter von mir." — —

Die leuchtenden Oktobertage gingen zu Ende. Aber sie hatten mitten im Kriege einen herrlichen Friedenstraum gebracht. Weitab von überwundener und lauernder Gefahr lebten beglückte Menschen miteinander. Die beiden Mütter genossen diese Zeit, jede auf ihre Art. Sie ergänzten ihre Naturen, so daß sie an der drohenden Zukunft bis zuletzt vorbeikamen. Walter und Toni aber sahen immer freier ins Ungewisse hinaus. Am letzten Urlaubstage fand in der Kirche von Grafenreuth ihre Kriegstrauung statt. Nun wußte man kaum noch etwas von dem üblen Empfang, den man Anna und Toni Lechmaier bereitet hatte. Der ordengeschmückte Hauptmann ließ alle Schatten der Vergangenheit in seinem Licht verschwinden.

Einfach war das Hochzeitsfest im Hause Agathon. Im engsten Kreise wurde getafelt. Außer der Brautmutter waren nur Georg Mooseder und sein Sohn Kaspar, sowie Frau Zenta Aigner aus Possenried zugegen — ferner das Ehepaar Purtscheller natürlich, das zum erstenmal Judith, ihre Älteste,

mit der Hauswacht beauftragt hatte. Von Zeit zu Zeit huschte Frau Selma freilich hinüber, um nachzuschauen, ob's auch nicht brannte. Acht allein gebliebene Kinder konnten etwas anrichten. Daß vom Moosederhof nur Georg und sein Sohn Kaspar gekommen waren, erklärte Trudls Stellungnahme, die bei ihrer hochmütigen Ablehnung blieb. Sie ließ sich nicht erweichen — sie fühlte zu stark die „Meinung der Leute" um sich herum. Possenrieder Bauern hatten nichts von dem Hauptmann und Kriegshelden, sie neideten ihn sogar den Grafenreuthern. Deshalb imponierte ihnen die Hochzeit des „Ledigenkindes" nicht. Nach wie vor wollte man mit dem „Gelump" aus Amerika nichts zu tun haben. Trudl fühlte überdies eine persönliche Gefahr in Jakob Mooseders Hinterlassenschaft. In dunklem Zorn trug sie die Überzeugung herum, ebenbürtiger zu sein, als die Frauen, die übers Meer gekommen. Sie konnte sie aber nur zu den Nachbarn tragen — in ihrem Heim verstand sie niemand. Kati und Juli blickten fremder als je auf die Mutter. Der Zacherl

war gleichmütig und bei Appetit, wie immer. Dem tat es nur um das Hochzeitsessen leid. Zenta Aigner aber saß, von tiefem Dank erfüllt, an der Agathonschen Tafel. Ein feiner Takt hatte sie nicht vergessen, und ihre Bescheidenheit war solcher Ehrung nicht gewärtig gewesen. Allmählich mußte sie begreifen, wie selbstverständlich es den anderen war, Jakobs Schwester bei dieser Hochzeit zu sehen.

Georg stieß mit ihr an: „Na, Zenta? Was sagst? 'S gibt halt doch noch a' Freud auf dieser Welt! Ja, ernst muß man's meinen — dann gibts auch a Freud!"

Kaspar blickte träumerisch auf das junge Paar, das ihm vom höchsten Licht des Daseins umgeben schien: Zwischen Not und Tod das einzig wahre Leben. In der Liebe gläubig, weil in Treue vereint.



XVI.

Anton Purtscheller trug das Erlebnis dieser Hochzeit in sein Atelier hinauf. Es gab ihm neue Flügel zur Arbeit. Er vergaß die gemeine Wirklichkeit, aber sie vergaß ihn nicht. Still tickte die Uhr des Alltags weiter und häufte Forderung auf Forderung an den unseligen Mann, der nur Künstler sein wollte. Er kam daran vorbei, solange es ging. Dafür hatte er seine treue Selma. Dafür hatte er seine Kinder, seine acht schönen, blassen, hungrigen Blondköpfe. Aber das Schicksal lauerte. Es kam in Gestalt des Hauswirtes, des Herrn Schreinermeisters Dahinten. Der war kein böser Mensch — aber „es war halt Krieg". Mit diesen Worten begründete er alles, was er tat. Der Maler schuldete ihm drei Monatsmieten — am ersten Dezember war Schluß.

Er sagte es zunächst der Frau. Er überfiel die arme Selma damit, als sie eben über-

legte, wie sie Judith, ihrer Ältesten, Stiefel kaufen sollte. Die mußten jetzt sein. Anton Purtschellers älteste Tochter konnte nicht barfuß zur Schule laufen.

Der Geier der Not zog immer engere Kreise. Schon schien er niederstoßen zu wollen. Selma weinte viel — nur die Kinder sahen es. Die trösteten dann die arme Mutter und streichelten sie mit ihren schmalen Händchen. Wenn aber der Vater aus dem Atelier kam, lächelte Selma wieder. Ihr Künstler erfuhr von Herrn Dahintens Drohungen nichts. Und noch einmal nahte sich der Rettungsengel. In Gestalt von Frau Doktor Agathon kam er. Diese gütige, kluge Frau kannte die Purtschellers, Wert und Gefahr ihres Lebens. Sie liebte ihre verträumte Tapferkeit. Sie war die einzige, die helfen konnte und schonen. Das war auch Georg Mooseders Sache nicht, soviel Verdienste er um Purtscheller hatte. Georg ging mit Bauerngleichmut an Künstlerkonflikten vorbei. Frau Doktor Agathon aber erschien eines Morgens bei Purtscheller und teilte dem Erstaunten mit, daß sie sich

von ihm malen lassen wolle. Purtscheller war entzückt. Schon lange beschäftigte ihn das edle Mutterhaupt dieser Frau. Er sagte freudig zu, ohne auf Frau Doktor Agathons Versuch, ein Honorar zu verabreden, einzugehen. So blieb der wichtigste Punkt unberührt. Dann aber, als die Sitzungen begannen, geschah das Wunderliche, daß auch das Modell von seinem guten Geheimzweck abkam. Frau Doktor Agathon wurde durch die Begeisterung des Künstlers ganz zur Sache hingerissen. Schließlich konnte sie ja Purtscheller mit dem materiellen Lohn überraschen.

Freilich war das bei diesem stolzen Mann erst möglich, wenn er sein Werk vollendet hatte. Und da machte Frau Doktor Agathon die Rechnung ohne den Wirt. Sie vergaß den Dämon der Künstlerschaft, der Purtschellers Leben beherrschte.

Als sie eines Nachmittags mit Anna Lechmaier in ihrer schattigen Laube saß, knirschten Schritte über den Kies — Purtscheller kam. Er war blaß und auffallend gealtert, aber er lächelte. Indem er sich zu

seinem frischen, ritterlichen Wesen zwang und den Hut schwenkte, sah er verlegen auf Anna. „Ich bitte um Vergäbung, Frau Doktor, daß ich zu so ungewohnter Stunde — aber eine wichtige Angelägenheit —"

„Ich geh' schon!" rief Anna freundlich. „Ich kann mir's schon denken! Sie kommen wohl wegen dem Bild?"

„Aber ich möchte Sie nicht verdreiben, gnädige Frau!"

„Nein, nein! Wir machen doch keine Umstände! Dazu kennen wir uns doch, denk' ich, zu gut!"

Anna entfernte sich. Purtscheller sah ihr mit feuchten Augen nach. — „Nun, was gibt's denn?" fragte Frau Doktor Agathon beklommen. „Hoffentlich nichts schlimmes?"

„Wie man's nimmt, Frau Doktor. Ich muß Sie vor allen Dingen um Verzeihung bitten. Sie opfern mir Zeit und Kraft —"

„Aber so dürfen Sie's doch nicht nennen! Ich genieße doch auch das Bild!"

Purtscheller fuhr auf: „Ich bitte Sie herzlich, Frau Doktor! Von dem Bild, wie es bis jetzt ist, können Sie keinen Genuß haben!

Jetzt weiß ich Bescheid! Jetzt bin ich zum Entschluß gekommen! Ich kratze die ganze Geschichte ab!"

Frau Doktor Agathon lehnte sich entsetzt zurück: „Herr Purtscheller!"

„Ich fange das Bild nochmal von vorne an! Jetzt wird es ganz anders! Jetzt kommt erst das Wahre! Bitte, verährteste Frau Doktor — heeren Sie mich an! Ich will beileibe keinen Zwang auf Sie ausiben! Seit drei Monaten sitzen Sie mir — Sie sind langmitig genug! Wenn Sie die Sache hinschmeißen wollen — gut — ich verstäh es! Sagen Sie mir's — ich wärd' es ruhig hinnähmen!"

Frau Doktor Agathon seufzte. „Also, fangen Sie nur zum zweitenmal an. Was bleibt mir anderes übrig? Ich halte still — wie Herr Purtscheller will."

Sie waren ins Haus getreten. Der Maler sah sein Modell zärtlich an: „Sie sind ein Engel. Aber was is denn auch ein Bild? Sie wissen, was mähr is."

Frau Doktor Agathon horchte auf. Was meinte Purtscheller? Kam er endlich auch

in persönlicher Sache? Aber sie hütete sich davor, den Empfindlichen mißzuverstehen.

„Mir is nämlich auch menschlich sähr schwär ums Herz, und darum treibt es mich zu Ihnen", fuhr Purtscheller fort. Er stellte rasch den linken Fuß, der einen heilen Stiefel trug, auf den schadhaften rechten.

„Sie haben allerlei Sorgen, Herr Purtscheller — man sieht es Ihnen an. Sie sehen schlecht aus — darf man Ihnen das sagen?"

„O, gewiß . . . Aber was liegt an mir? . . . Und Sorgen? Nein, Frau Doktor. Es is im Grunde e i n e Sorge, die iber mich härgekommen is."

„Wollen Sie mir's sagen?"

„Darum komm' ich. Denken Sie sich: unser Bärble is krank."

Frau Doktor Agathon war bewegt, doch eine verlegene Unsicherheit sprach aus ihren Zügen. „Das ist doch die zweitjüngste — von den Mädchen? Nicht?"

Purtscheller schüttelte den Kopf: „Nä! Die zweitälteste! Aber Sie kennen sie doch! Is sie denn nich Ihr Liebling? Die so'n bißchen mit der Zunge ansteeßt?"

„Ach, die! Etwas dunkler ist sie als die andern?"

„Nä, das is Genoväva! Bärble is flachsblond! Ich hab' sie mal in Ihrem Garten gemalt — mit dem Hund!"

„Jetzt weiß ich! Verzeihen Sie — aber Sie haben soviel Kinder —"

Purtscheller lachte schmerzlich. „Freilich! Doch wenn wir auch doppelt soviel hätten — jädes wär für mich 'ne ganze Welt! Das is äben der kolossale Reichtum, den man an den Kindern hat! Grade an so vielen Kindern!"

Frau Doktor Agathon wischte sich die Augen. „Also, was fehlt denn dem Bärble? Sie war doch immer so frisch?"

„Das kann man nich sagen. Genoväva is frischer. Bärble war immer still und verträumt. Sie hat den Ausdruck eines singenden Engels von Potticelli. Jetzt is se so dinn und durchsichtig, wie aus Wachs. Sie hustet zum Gotterbarmen."

„War der Arzt schon da?"

„Doktor Wolf. Schon zweimal. Aber er rickt nich recht mit der Sprache 'raus.

Das nimmt mir die Arbeitsstimmung, Frau Doktor."

„Lieber Gott! Das ist es also! Ihre Kinder waren immer so kerngesund!"

„Was Ansteckendes is es nich ..." Purtscheller starrte vor sich hin. „Wissen Se, ich denke an die apokaliptischen Reiter. Der eine is an uns voribergesaust. Der zweite macht halt. Was tut nun der dritte?"

„Wenn keine Gefahr vorliegt, dürfen Sie sich nicht so traurigen Gedanken hingeben. Kommen Sie nur immer zu mir und sagen Sie mir alles."

„Ja! Gern! Aber in nächster Nähe — da is man von lauernden Schurken umgäben!" Plötzlich brach es aus Purtscheller hervor. „Denken Sie sich! Jäden Morgen muß ich an unserm Hauswirt vorbei! Der Schubjack weiß, daß unser Bärble krank is! Aber wissen Sie, was in seinen Augen zu läsen is? Einzig und allein? Am ärsten Dezember setz' ich euch auf die Straße!"

Da war es heraus. Purtscheller wollte das Entschlüpfte rasch bemänteln: „So ungefähr! So denkt so'n Schubjack! Driben

aber, die Frau Angermaier, die Hebamme, Sie wissen schon — sonst 'ne tichtige Frau — aber im gegäbenen Moment! ‚Na, soviel Kinder, soviel Kinder, Herr Purtscheller?‘ Das hat se gesagt, wie ich ihr von unserm Bärble erzählte! Da schmiß ich ihr die Kartoffeln, die ich bei ihr gekauft hatte, vor die Fiße, daß sie man so sprang! ‚Jädes is mir alles!‘ hab' ich gebrillt. ‚Verstähen Sie, Frau?!‘“

Frau Doktor Agathon verstummte. Dennoch gab sie dem armen Vater jetzt, was er brauchte. Sie fragte nicht nach äußeren Sorgen, nicht nach dem mißratenen Bild. Tatkräftig begleitete sie Purtscheller in seine Wohnung und sah sich als erfahrene Mutter das kranke Kind an. Jetzt glaubte auch sie von jeher Bärble besonders gekannt zu haben. Aber sie konnte Purtscheller wenig Trost spenden. Selma sah Frau Doktor Agathon mit großen Angstaugen an — der Zustand des Kindes war ernst.

Ein Gast wohnte in Anton Purtschellers Heim, der es in immer tiefere Schleier hüllte. Über alle Schwierigkeiten des Künstler-

daseins hatte immer das L e b e n gesiegt, der naive Triumph, den die Philister sträflichen Leichtsinn nannten. Man wußte: ohne den ging es nicht — es mußte mit ihm gehen. Nun aber spürte man plötzlich den Druck der Armut, der alltäglichen Aussichtslosigkeit. Das hatte kein drohender Hauswirt angerichtet, sondern einzig und allein die kranke Barbara, an deren Bettchen der Tod saß. Eine Sterbende zerrte an der goldenen Kette des Zusammenlebens, ein Glied wollte herausspringen. War es denn wirklich nicht durch alle Liebe zu halten? Groß und klein dienten der Kranken in barmherzigem Eifer. Die Geschwister lösten sich der Reihe nach als Wachen ab, wenn die Mutter ruhen mußte und der Vater arbeitete. Hundert Wünsche gab es sonst bei den kleinen Hungermäulern — jetzt schwiegen alle. Sie verbargen sich hinter dem einen Herzenswunsch: möchte das Bärble gesund werden. Das Bärble wollte wohl, aber vergebens rang ihr schwacher Körper mit dem starken, angeborenen Willen. „Sie ist nicht gut genug genährt", hatte Doktor Wolf gesagt.

Purtscheller schwieg. Es krampfte sich zum erstenmal in seiner armen Menschenbrust — Auflehnung, namenlose Erbitterung gegen das Schicksal.

Bärble schwand dahin. Man verschönte ihr mit bestem Willen die Kriegskost, aber ihr ganzes, kurzes Leben war Kriegskost gewesen. Am nächsten Abend trat die Krisis ein. Beide Lungenflügel wurden von der Entzündung ergriffen — das Herz stockte. Als Purtscheller das nahe Ende erkannte, kam eine nie empfundene Feierlichkeit über ihn. Jetzt wachte e r, bis das junge Licht zu ewigem Dunkel erlosch. Selma überredete er zum Schlafen. Sie hatte soviel andere Leben in sich getragen — für diese sollte ihre mütterliche Kraft erhalten bleiben. Er aber, der Vater, glaubte in dieser Nacht nur ein Kind zu haben, das bange, schuldlos gequälte, das in seinen Armen starb. Draußen tobte der Herbststurm. Unheimlich rüttelte er an den Fenstern. Da sah Purtscheller, daß Bärble die Lippen bewegte. „Hast du — möchtest du etwas essen, mein Kind?" Wie erste Hoffnung fragte er es,

während Tränen über seine Wangen liefen. — „Durst", antwortete Bärble. Dann seufzte sie aus allen Tiefen des Wissens und Hoffens. Unsichtbare Hände umschlossen ihr kleines, fahles Haupt. —

Am nächsten Morgen begleiteten Anna und Toni Frau Doktor Agathon in das Trauerhaus. Sie ließen sie bei den gebeugten Eltern und gingen wieder, um Purtscheller schwere Pflichten abzunehmen. Im Hausflur stand Schreinermeister Dahinten. Es stach Anna, als sie in sein weichliches, von grauen Bartstoppeln umrahmtes Gesicht sah. Darin war wenig Mitgefühl zu lesen, mehr ein zäher, kleinlicher Trotz, der immer wieder sprach: ‚Ich setz' euch doch hinaus. Was kümmert's mich? Ich tu's.' Plötzlich kam es über Anna, den alten Wahrheitsmund, vor Herrn Dahinten stehen zu bleiben und ihm ins Gesicht zu rufen: „Sie stunden doch dem Herrn Purtscheller den Zins? Ach, geh'n's! Das ist doch ganz selbstverständlich!"

Das Gesicht des Schreines wurde dunkelrot und gedunsen. Aber er beherrschte sich —

der Tod war in seinem Hause, der mußte respektiert werden. „Das is — das is mir garnet selbstverständlich, liebe Frau! Ich muß schon bitten! Versetzen Sie sich auch einmal in meine Lage!"

„Die kommt nicht in Betracht, wenn solch Unglück geschehen ist!"

„Wo soll's denn aber hinaus, frag' ich Ihnen? Der Herr Purtscheller, der wird ja nimmer den Ernst des Lebens einsehen!"

„Das tut er mehr, als Sie! Wollen Sie ihn in der Trauer um sein Kind auf die Straße setzen?"

„Wer sagt das? Wer hat das gesagt? Aber soviel is gewiß, ich hab' Langmut genug bewiesen! Nur Ärger und üble Nachred' hab' ich von solcher Partei! Der Mann, der hat ja keine Ahnung vom Leben! Wissen Sie, was er mir geantwortet hat, wie ich ihn hab' trösten wollen, indem daß ich ihn auf die irdische Entbehrung und den himmlischen Trost hingewiesen hab'? So große Augen hat er gemacht! ‚Werter Herr!' hat er geschrien — ‚ich weiß in meinem Leben selbst Bescheid! Kümmern Sie sich um das Ihre!'

So hat der Kerl gesagt, der ausg'schamte, und dreiviertel Jahr Zins is er mir schuldig!"

Anna wollte antworten — dann aber fühlte sie sich von Toni fortgezogen und brach ab. „Ich verschaff' Ihnen, was Ihnen zukommt, wenn Sie mir versprechen, die Purtschellers vollkommen in Ruh' zu lassen und nicht zu verraten, daß Sie das Geld von anderer Seite haben."

Der Schreiner nickte überrascht und mißtrauisch: „Tun's was' wollen — die Hauptsach' is, daß ich zu meinem Geld komm'."

Toni fragte die Mutter draußen, wie sie denn das anstellen wolle — früher oder später müsse Purtscheller es ja doch erfahren. Das werde er nie verwinden. Anna antwortete nicht — sie kannte den letzten Weg. —

Auf dem Grafenreuther Friedhof wurde Bärble bestattet. Es geschah mit all' den wehmütigen Ehren, die ein Engel irdischer Geburt verdient hatte. Klarer Winterhimmel strahlte über dem beschneiten Friedhof. Bärbles Grab lag nicht weit von dem Russengrabe. Lange mußte Georg auf

Bärbles Geschwister blicken, sieben feingliedrige, blasse, blonde Geschöpfe — nur noch sieben. Sie traten an die Gruft und streuten mit flüsternden Lippen Sand hinein. Dann ging Georg neben dem schluchzenden Vater fort. Frau Doktor Agathon führte die Mutter.

Georg hatte etwas auf dem Herzen. Er hätte dem armen Freunde um alles gern eine rechte Erhebung gegeben — aber bei diesem wunderlichen Mann konnte es auch ein noch tieferes Herabsinken werden. Soviel verstand Georg von der Künstlernatur. Dennoch trotzte die Erkenntnis in ihm, daß es auf den Künstler jetzt nicht ankam. Eine ganze Familie galt es zu retten. Dieses große Kind brauchte eine rauhe, aber segensreiche Belehrung. Schließlich hielt es Georg nicht mehr. Er warf einen Blick auf Anna, die hinter ihm ging — dann faßte er Purtschellers Arm: „Sie müssen halt an Ihre Frau und an Ihre Kinder denken."

Es war ein recht nahe liegender Trost, doch Purtscheller nickte eifrig, als ob es von Georg her eine Erleuchtung wäre.

„Ja, ja ... gewiß ... Ich tu's ja, Herr Moosäder, ich tu's ... Ich will auch wieder arbeiten ... Jetzt bring' ich Frau Doktor Agathons Bild zustande — und dann die apokaliptischen Reiter — und dann die deutschen Heimatkrieger — das is mein neuestes ..." Er flüsterte das alles mit matter Stimme, aber in ingrimmigem Wollen.

Georg glaubte endlich auf dem rechten Wege zu sein: „Ja, meinetwegen — das tun Sie — Sie sind halt ein Künstler — weiter nix —"

„Weiter nix! ..."

„Sagen Sie das net so bitter, Herr Purtscheller — von mir aus is gut gemeint. Sie sollen ein Künstler bleiben, aber das eine steht fest: Ihre Familie, die darf net daran zugrund' gehen!"

Purtscheller fuhr auf. Dann aber wußte er, woher der plötzliche Angriff kam. „Wenn ich nun aber — wenn ich dazu b e r u f e n bin, alles, was mit mir zusammenhängt, zugrunde zu richten?!" So fragte er mit unheimlich flackernden Augen.

Jetzt fand Georg seine alte Bauerngelassenheit wieder. „Dann tät' man Sie am besten einsperren. Aber es verhält sich ganz anders mit Ihnen. Meine Schwägerin, was die Anna Lechmaier is, die is gestern bei mir gewesen und hat's einmal gründlich mit mir besprochen. Die hat Ihnen was zu danken, net wahr, und die weiß im Leben Bescheid. Also, wir andern, Herr Purtscheller, wir sind durchaus net solche Rindviecher, wie Sie sich das vorstellen! Wir werden auch noch mit einem Künstler fertig! Widersprechen's net! Ich kenn' Sie lang' genug! Ich weiß, was für ein Hochmutsteufel hinter der ganzen Sach' steckt!"

Purtscheller wiegte den Kopf — ein tiefbewegtes Lächeln kam auf seine Züge. „Aber seien Sie doch bloß nich so grob!... Oder vielmähr — es is mir ein Labsal! Schimpfen Sie weiter! Schimpfen Sie weiter!"

„Das laß' ich mir gefallen Also, ich sag's Ihnen jetzt, Herr Purtscheller! Ich sag's Ihnen, was Ihre Freunde im Interesse Ihrer Familie beschlossen haben! Und weh' Ihnen, wenn Sie jetzt was dagegen haben!"

Purtschellers Blick ruhte auf Georg: „Ich bin ganz stille . . .“

„Alsdann sag' ich Ihnen: Sie werden auf ein Jahr sichergestellt. Ich hab's übernommen, damit Sie net erst andern gegenüber, wo's Ihnen vielleicht unangenehmer wär', in Verlegenheit kommen. Der Dahinten hat das Seinige schon gekriegt. Die notwendigsten Rechnungen gibt mir Ihre Frau.“

„Meine Frau?“

„Wollen's wieder aufbegehren? Lassen Sie Ihre Selma in Ruh'! Die muß sich einmal zurechtfinden, net immer nur arbeiten von der Früh bis in die Nacht! Und Ihre Kinder sollen's auch besser haben, als das Bärble selig! Nix für ungut!“

Ehe Georg es sich versah, wurde er von Purtscheller umklammert. „Nein! Nichts für ungut! Alles, alles nur für g u t! Georg Moosäder! Ich stähe allein! Ich bin der Unnutz, der gefährliche Spekulant! Aber mein Glaube an die Menschen is wieder da! Das is I h r Werk! Sagen Sie mir noch eins, und wundern Sie sich nich über die Frage:

Was Sie mir gäben, womit Sie mir helfen wollen — stolz und frei gegäben, stolz und frei genommen — Georg Moosäder — is es von dem, was Sie fir die Mihle bekommen haben?!"

Georg lächelte erstaunt. „Darüber hab' ich mir wahrhaftig noch keine Gedanken gemacht. Aber wenn's Ihnen lieber so is — ich nehm's halt von dem."

Purtscheller hielt die Bauernhand in seinen beiden feinen Nervenhänden. „Es is mir lieber ... Ja ... Es is mir lieber ... Und da muß ich Ihnen noch etwas sagen, Georg Moosäder ... Ich liebe die Kunst, wie sonst — aber den Kinstler — — kennte man den jetzt nich irgendwo einstellen, i b e r w i n t e r n mein' ich, bis der Krieg voriber is?! Bis der Luxus des Läbens wieder erlaubt is?! Oft verabscheue ich den Kinstler und mecht' es ihm auch ersparen, in Ekel vor sich selbst zu verfallen! Wer darf jetzt von seinen Träumen läben? Es is ein Rätsel! Ihr guten Menschen, ihr wollt mich dem erhalten, wozu ich nich berechtigt bin? Glaubt mir — wenn ihr mich jetzt bei meinen

Bildern laßt — ich denke wahrhaftig mähr an ein Schießgewähr, als an einen Pinsel! Als Staatskrippel wohl am bresten an 'ne Schippe!"

Georg dachte noch lange über Purtschellers Worte nach. Er verstand sie, weil sie aus einem verwandten Boden des Leides kamen.



XVII.

Die junge Frau Hauptmann Agathon, ehemals Toni Lechmaier, Jakob Moseders freigeborenes Kind, lebte zwischen Wirklichkeit und Traum. Vita somnium breve... Oft packte es sie nun mit tiefer Angst, daß ihr Leben nur der Traum einer Nacht gewesen sein könne. Walter war wieder im Feld. Arm fühlte sie sich und war doch reich, wie ein Weib nur sein konnte. Dem Mann der göttlichen Vorbestimmung war sie begegnet. Im Geiste angetraut war sie Walter Agathon. Nichts änderte daran die Kürze des körperlichen Zusammenseins. Er lebte in ihrer Erinnerung. Plötzlich gedachte sie des jungen Zweiflers, der erfahren mußte, daß Gott tausend Jahre wie ein Tag seien. So hob sie den Wert ihrer einzigen Ehenacht zu einem langen Lebenswege.

Aber sie wehrte sich bald gegen die Träumerei, weil alles um sie her schreckhaft

wach war. In die Wirklichkeit wagte sie sich auch nicht, denn ihr Glück war eine täglich von der Sense bedrohte Ähre. So trug sie sich denn gewaltsam durch die harten Forderungen des Tages. Sie war bei einem gutgesinnten Kaufmann in Grafenreuth Buchhalterin geworden. Durch emsige Arbeit büßte sie ab, daß Tag um Tag in Ungewißheit verging. Sie blieb in ihrer Armut unermeßlich reich, sie war Walter Agathons Frau.

Er schrieb ihr jeden Tag. Soweit er es durfte, ließ er sie teilnehmen an allem, was er täglich überstand. Sein Humor nahm ihr das Schwerste. Dieser Mensch lebte in einer verwegenen Sicherheit, deren Geheimnis den Tod wie das Leben umschloß. Sie verstand es allmählich. Sie war ja selbst nie ein Spielkind gewesen. Sie konnte mit dem Manne draußen kämpfen, leiden und lachen. In ihrer Seele baute sich der düstere Götze Krieg deutlicher auf als in vielen anderen Frauen daheim. Sie verstand es, seine ehernen Glieder mit Rosen zu umwinden.

Aber sie konnte mit dem Ansturm ihrer Gefühle nicht allein bleiben. Der Mutter teilte sie alles, nur nicht dieses mit. Von Frau Doktor Agathon aber trennte sie jetzt die natürlichste Eifersucht. In Toni, die in der neuen Welt aufgewachsen, war immer etwas Knabenhaftes gewesen. Sie hatte nie einer Freundin bedurft, aber sie brauchte immer den Freund. Nach einem männlichen, treuen Geist der Kameradschaft verlangte sie nun wieder.

Da hatte ein Besuch bei ihrer Mutter doppelte Bedeutung. Es mußte mehr als Zufall sein, daß Kaspar Mooseder in diesen Tagen zu Anna Lechmaier kam. Toni hatte diesen Vetter in besonders guter Erinnerung. Er war der erste gewesen, der sie in der alten Heimat begrüßt hatte. Sein tiefer Blick, als er damals zwischen Vater und Mutter gestanden, den Standpunkt beider abwägend, war Toni unvergeßlich. Sie hatte inzwischen noch mancherlei von ihm erfahren. Sein unterdrückter und doch schon offenkundiger geistlicher Beruf fesselte sie an dem jungen Menschen. Zuweilen hatte

sie ihn in Grafenreuth getroffen, denn er bereitete sich, nachdem er die Dorfschule verlassen, ohne Wissen der Mutter auf die Reifeprüfung des Gymnasiums vor. Herr Lucian Wandersmann, ein erblindeter, alter Professor, der sich in Grafenreuth niedergelassen, unterrichtete Kaspar. Während der Unermüdliche tagsüber seinen Eltern half, lernte er zur Nachtzeit, als ob er doch noch aufs Priesterseminar gelangte.

Dies alles interessierte Toni. Sie bedauerte nur, daß der Vetter in Possenried wohnte, die Begegnungen mit ihm zufällige blieben. Heute kam er mit einem Auftrag seines Vaters an Tonis Mutter. Anna war eben ausgegangen — da saß nun Kaspar seiner Base allein voll Schüchternheit und doch innerlich sicher gegenüber. Er war von der Kenntnis ihres jungen Schicksals erfüllt — das fühlte sie. Hier fand sie einen Freund, der ihr schon lange gehörte. Es brannte eine stille, opferfreudige Hingabe in Kaspars Augen. Er diente ihr wie ein Ritter des alten Mariendienstes.

Freilich wußte Toni, daß überall, wo Jugend war, Gefahr drohte. Auch zwischen ihr und dem Vetter entstand das heimlich schwelende Feuer. Doch Kaspar hatte die Treue des wahrhaft Sittlichen. Sein kommender Priesterberuf gab ihm die Kraft, das Feuer zu hüten. Was er für Toni Agathon fühlte, war Liebe gewiß, eine opferbereite Liebe des Menschen zum Menschen. Doch unüberwindlich blieb die Schranke des fernen Kämpfers in Feindesland.

Frei konnte Toni diese Freundschaft pflegen. Niemand, der ihr wert war, zeigte ein Bedenken dagegen. Kaspar kam jeden Sonntag von Possenried herüber und ging mit Walter Agathons Frau ins helle Winterland hinaus. Am Dreikönigstage stapften sie fröhlich durch den tiefen Schnee. Von Flocken umwirbelt, ließen sie heimlich drohende Not weit hinter sich. Sie tauschten Erinnerungen an Wanderlieder aus, die jedes einmal gehört hatte. Studenten- und Soldatenweisen, Kinderlieder — alles wirbelte durcheinander. Sie sangen sie auch laut, als sie fern von allen Menschenhäusern

waren. Mit frohem Staunen lauschten sie ihren Stimmen. Dann, nach einem übermütigen Liede, griff Toni plötzlich in den Schnee und bombardierte ihren Kameraden. Er zögerte nicht lange — bald war auch er dabei, und es gab eine richtige Schlacht. Sie jauchzten wie Kinder. Sie blieben eine volle Stunde unter dem reinen Himmelsblau, auf einsamer Waldlichtung.

Bei der Heimkehr sagte Toni: „Heute hatte ich alles vergessen. Heute wußte ich kaum noch, daß ich eigentlich ein ernster, alter Mensch geworden bin. Denken Sie doch, Kaspar — ich bin ja die Frau Hauptmann Agathon! Mein armer Walter steht draußen vor dem Feind, während ich mich mit Ihnen herumjage!"

„Nur keinen Vorwurf, Toni — lassen Sie das nicht gegen sich aufkommen."

„Nein, heute nicht . . ."

„Und morgen? Was weiß ein Tag vom andern? Das Glück ist das Nichtwissen und doch Verbundensein. So steht es bei Ihnen und Ihrem Mann. Sie dürfen spielen und

lachen, während er gegen den Feind stürmt. Gott lenkt euch beide." —

Dies war am Dreikönigstag. Dann kam ein Wandersonntag unter bewölktem Himmel, durch dichtes Nebelgrau. Sie schritten am Fluß entlang, der reißend dahinströmte. Still waren beide. Es brandete heute aus innerster Leidensglut zu den zuckenden Lippen empor. Es schrie in Toni, während sie schwieg und eifrig ausschritt. Die Einsamkeit hatte sie angefallen. Sie zweifelte heute am Daseinssinn.

Da fand Kaspar das erste Wort: „Sie haben eine schlechte Nacht gehabt — ich seh's."

Sie gab ihm die Hand: „Ja, Kaspar. Ich habe mich so gefürchtet, als der Ostwind fast unser Haus umwarf. Er drückte mein Fenster auf, und Schnee wirbelte plötzlich herein. Ich entsetzte mich, denn es war, als ob eine weiße Gestalt aus der Nacht zu mir wollte, und ich nun das Ende begreifen mußte."

„Es ist doch wieder Tag geworden."

Sie sah in die graue Ferne. Gespenstisch ragten die Türme von Grafenreuth. „Ein

dunkler Tag. Was soll das Ganze eigentlich, Kaspar? Warum habe ich geträumt und konnte doch wach bleiben? Warum wurde das Schönste in meine Hände gelegt, und ich mußte es fallen lassen? Jetzt weiß ich, was das Leben sein könnte — und jetzt hab' ich es nicht. Spottet Gott nicht unserer Wünsche? Kommen unsere Gebete dorthin, wo sie erhört werden können?"

„Jedes echte Gebet wird erhört!"

Er rief es voll Eifer.

Sie blieb mit gebeugtem Kopf stehen. „Verzeihen Sie mir . . . Ich wollte Sie nicht kränken . . . Aber wissen Sie, können Sie wissen, wie es um mich steht? . . . Lieber Kaspar! Ich sehne mich so! . . . Ich blute vor lauter Sehnsucht! . . . Ich taste im Dunkeln! . . . Meine Jugend — wofür ist sie da? . . . Mein Glaube — woran hält er sich? . . . Heute morgen sah ich Walter tot . . . So laut und wild sang die Drossel in Mutter Agathons Zimmer . . . Ich schrak aus dem ersten Schlaf und sah ihn . . . Trotz allem."

„Er lebt. Und wenn er nicht mehr lebte — nie wird er tot sein in Ihnen."

„Ach, Kaspar!" —

Ein anderer Sonntag kam. Zum erstenmal kündete sich der Frühling an. Es rauschte in den Waldwipfeln, Knospen sproßten am Gebüsch, an den Weidenruten leuchteten silberne Kätzchen. Ein mildes Wehen zog schmerz- und wonnereich um die Köpfe der Wanderer. Toni und Kaspar trugen den Hut in der Hand. Sie liefen, als gälte es heute Sinn und Ziel des Rätsellebens zu erjagen.

Plötzlich stieg Toni auf einen gefällten Riesenstamm. Lachend breitete sie ihre Arme aus. „Welt!" rief sie. „Welt! Du lebst in den besten Menschen! In einem Herzen, das glaubt! Ja, Sie glauben, Kaspar! Lassen Sie sich's sagen! Nie habe ich solchen Glauben gesehen! Sie schonen alles Werdende! Sie zertreten kein Würmchen, wenn Sie noch so ausschreiten! Zu jeder Stunde wissen Sie, was ein Mensch neben Ihnen fühlt! Ich liebe, Walter, nur ihn auf der Welt, aber ich wollte, daß er den

Glauben von Ihnen lernte! Ach, Menschenleben! Wann kommt denn Friede?!!"

Kaspar lauschte mit einem schönen, seltsamen Lächeln. „Die Glocken werden ihn läuten, wenn wir treu bleiben! Gott ist barmherzig — Schwester!"

„Bruder!" Sie ergriff seine Hand. „Ja, du bist's! Aber quäl' ich dich auch nicht? . . ."

Nie vergaß Kaspar diese Frage. Er hatte ihr nicht geantwortet. Dazu war er doch noch zu jung. Und sie quälte ihn nicht. Sein Gefühl für sie sang in dem Chor mit, der die Menschheit umfaßte. ‚Weib des Kriegers, kriegsgetrautes, deutsches Weib!'

Als Kaspar am nächsten Sonntag kam, um Toni wieder abzuholen, lag sie zu Bett — er konnte sie nicht sehen. Ihre freimütige Mutter aber ließ ihn nicht fortgehen, ohne daß er den Grund erfuhr.

„Sie muß sich ein bißl ausruhen, Kaspar. Ihr werdet nicht mehr so marschieren können, wie sonst. Schon hat sie's unter dem Herzen, weißt. Ja, ja, mein Lieber — das ist's."

XVIII.

Georg Mooseder ging in das neue Kriegsjahr als ein schwer beladener Mann hinein. Über seinen Tagen und Nächten lauerte wie ein dunkler Raubvogel der Zweifel. Konnte er noch ein Bauer werden, ein Bauer, wie er aus der Heimaterde wuchs? Er hatte nichts versäumt. Dem Vaterlande hatte er gegeben, was des Vaterlandes war. Das neue Dasein wollte er durch rastlose Arbeit erzwingen. Aber er kämpfte allein. Und was das schlimmste war: sein ehrliches Bemühen erschien ihm als Komödie. Er glaubte, daß er sich den Bauer nur vorspielte. Ein Abgesägter der Industrie war er. Die starke Einfalt des Sämanns, der nur von seinem Herrgott abhing, fehlte ihm.

Woran lag das? Er sah es wohl, und es wühlte mit steigender Bitterkeit in ihm: er

arbeitete ohne Bundesgenossen. Niemand stand mit gläubigem Herzen zu ihm.

Georg kannte sein Weib. Er wußte, daß Trudls Unlust, sein schlichtes Arbeitsleben zu teilen, ihm mehr verdarb, als eigene Fehler, und daß ihr Tun eine tiefere Absicht verbarg. Lässig drückte sie sich auf dem Hof herum und tat nur Arbeit, die keinen Segen brachte. Sie setzte es durch, daß der Bauer ohne Bäuerin war. Ihr ganzes Wesen drückte die lauernde Erwartung aus: ‚Wann wirst du es satt haben? Wann kriechst du zu Kreuze?‘ Georg glaubte ihr ein ‚Nimmermehr‘ entgegenzuhalten, aber sie wollte ihn nicht verstehen. Scheinbar unbewußt arbeitete sie an dem Niedergang seines neuen Besitzes. Trudl rächte sich. Sie vergaß es dem Mooseder nie, daß er sie um ihre besten Jahre gebracht hatte. Ihr ganzes Trachten ging nach München. In die Hauptstadt rettete sich ihr genußsüchtiger Zukunftstraum. Daß ihre Kinder anderen Sinnes waren, wußte sie. Sie konnte nicht einmal an Zacherl einen Bundesgenossen finden. Der bequeme Bengel, der schon volles

Mannesgewicht hatte und sein Leben von Morgenkaffee und abendlichen Knödeln umgrenzt sah, war gern auf dem Lande. Er ließ die Arbeit in Erde und Mist sogar nicht um ein Münchener ‚Kino‘. Dabei war er Feiertags ein Stutzer und Mädchenjäger, freilich von weiser Selbsterkenntnis — er wagte sich nicht über Grafenreuth hinaus. Außerdem hatte er vor nichts soviel Respekt, als vor Bauerngut. Der Geist, der solchen Schatz verschlampen ließ, war ihm zuwider. Überdies glaubte er nicht an Kaspars Erbfolge. Der Träumer wurde schließlich doch noch ein Pfaff. Täglich gab er sich wunderlicher, besonders seitdem er mit der Toni Agathon zusammenhockte. Nein, Zacherl rechnete kalt und fest: entweder war er der kommende Mann, oder er ließ sich ein schönes Stück Geld auszahlen und trat als Teilhaber in die Grafenreuther Brauerei ein.

Juli und Kati, die Töchter, standen völlig abseits. Sie waren ihren wachen Traumweg gegangen. Nicht den anderen Mädchen vom Lande glichen diese Schwestern. Etwas

Blutloses lag in ihren feinen Gestalten. Sie hatten eine adlige Blässe, eine schmerzliche Empfindlichkeit, die den Städter betroffen machte und den Bauer abstieß. ‚Fräulein‘ waren sie, ohne daß sie danach strebten. Man gab ihnen diesen Spitznamen. Aber sie gingen mit ihren großen Traumaugen am Treiben der Menschen vorbei. Wie Anton Purtscheller sie als Kinder gemalt hatte, so waren sie geblieben: Zur Einsamkeit verdammte Schwesterseelen, Menschen, zu einem großen Lebensopfer bereit.

Georg mied seine Töchter. Sie wuchsen am Weibesglück vorbei — das erkannte sein schwerer Blick. Er schalt sie nicht, wie die Mutter, deren Eitelkeit nichts mit ihnen anzufangen wußte — er ließ sie laufen. Eine Brücke wäre so leicht zu schlagen gewesen von den einsamen Mädchen zu dem einsamen Mann. Aber die keusche Verschwiegenheit ihrer Naturen barg alles im Dunkel — keine der drei Seelen fand die Brücke zur anderen.

Juli und Kati waren auch in ihrem Liebesleben Schwestern. Noch in Kinder-

schuhen, hatten sie zugleich ihr Erlebnis gefunden. Beide denselben Gegenstand. Dieser Gegenstand aber war Zenta Aigners jüngerer Sohn. Er lebte noch, er stand noch im Felde. Das war der kraftvolle Peter, der stramme Leibinfanterist.

Nicht oft waren Juli und Kati aus der Mühle nach Possenried gekommen. Sie liebten die Tante Zenta, sie wußten in ihrem einsamen Witwenleben besser Bescheid, als diese ahnte, aber sie wagten nur selten den Besuch. Mit ihren Buben hatten sie vollends nur wenig gesprochen. Vetter Hans und Vetter Peter war dann in den Krieg gezogen. Erst als die Todeskunde des älteren gekommen, hatten Juli und Kati erkannt, daß beide den jüngeren liebten. Zuvor hatte eine von der anderen gehofft — daß es der andere sein möchte. Doch der mild versöhnende Schein, der immer über ihrem Bunde gewaltet, blieb standhaft. Nur noch enger zog es sie in Liebesangst und Opferbereitschaft zusammen. Sie wußten es, sie konnten nicht leben und erleben, wie die anderen Mädchen um sie her. Peter

Aigner kämpfte draußen, ohne zu ahnen, daß zwei Herzen daheim für ihn schlugen. So sollte es bleiben. Kein töricht Spiel, aber auch kein Hoffen auf Wirklichkeit. Die Schwestern beteten jeden Tag für ihren Peter. Er sollte vor der Feindeskugel bewahrt bleiben, in strotzender Wirklichkeit für die Mutter, als blasse Traumgestalt für die Schwesterherzen. —

Da kam an einem dunklen Wintermorgen die Kunde zu Zenta Aigner, die sie schon längst in schlimmerer Gestalt erwartet hatte. Jetzt kam sie, trotz allem Jammer fast erträglich. Aus einem Lazarett in Frankreich erhielt Zenta die Nachricht, daß ihr Sohn Peter dort schwer verwundet liege. Eine Granate hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. So war denn der Krieg, der große draußen, für ihn beendet. Der innere aber, zu dem die arme Kreatur der Heimat verurteilt war, begann. Ein hilfloser Mensch war Peter Aigner, ein Krüppel, der sich durch ein langes Leben schleppen mußte.

Die Mutter begriff es. Aber sie sprach sich ihrem Bruder Georg, der wieder als

erster zu ihr gekommen war, gefestigt aus: „Es hätt' noch schlimmer werden können. Vielleicht wär's dann für den Peter besser gewesen. Aber ich, Schorschl — du weißt's — ich hätt's net ertragen. Wenn mir auch der Peter genommen wär' — dann hätt' ich Schluß gemacht. Jetzt will ich nur dran denken, daß er lebt. Ich krieg' ihn bald wieder. Aus dem Lazarett kommt er — die Schwester, die ihn pflegt, hat's mir geschrieben. Die glaubt auch, daß die Liebe daheim — so schreibt sie — daß die Liebe daheim, daß die alles erträglich machen wird."

Georg nickte. Es befreite ihn, daß die arme Mutter aus sich selbst den einzigen Trost fand, aber es drängte ihn auch, für das Recht eines verstümmelten Mannes einzutreten. Was war dieses Recht? Nun, jedenfalls all' das, was Mutterliebe nicht schenken konnte.

Instinktiv dachte Georg in diesem Augenblick an seine beiden Töchter. Warum hatten die sonst so scheuen Wesen hartnäckig den Wunsch geäußert, ihn zu Peters Mutter zu

begleiten? Als er heimkam und erzählte, sah er sie seltsam verändert. Es war Georg, als ob ein Lichtschein um die Scheitel der Mädchen flimmerte, der nicht von dieser Welt war. Wie unter einer Eingebung bat er sie, zur Tante Zenta zu gehen und die Nacht bei ihr zu bleiben.

Als Peters Mutter bald darauf, unter der Last der neuen Prüfung, kraftlos wurde, brachten Juli und Kati sie zu Bett. Dann saßen sie noch lange in ihrer Wohnstube beisammen. Der kleine Raum war überheizt, die schweren Bauernmöbel darin bedrängten den Atem. Flüsternd hielten sich die Schwestern bei den Händen.

„Jetzt weiß ich, was ich vor mir hab'", sagte Juli.

„Ich weiß es auch", erwiderte Kati.

„Wir wollen uns gleich alles sagen, damit wir nie zusammenstoßen. Das darf doch nicht sein, Kati? Wir wollen doch immer gleichen Sinnes bleiben?"

„Das wollen wir, Juli."

Kati sah mit starrem Lächeln vor sich hin. Es dämmerte. Blau leuchtete der Schnee

draußen auf den Dächern des Dorfes, doch am Fenstergesims saß ein Wintergast aus der Ferne, ein gelber Pirol, und pickte gegen die Scheibe, als wollte er Frühling künden.

„Hör' mich ruhig an, Kati", sagte Juli. „Wir wissen alle zwei, was geschehen ist. Der Peter ist übel dran. Wir aber wollen weiter nichts, als ihm helfen."

„Ja, das ist es, Juli."

„Wie können wir's aber? Fragen dürfen wir keinen. Weißt du, wer uns noch am besten raten könnte?"

„Der Kaspar?"

„Nein, der Vater. Der sah uns heut' so sonderbar an. Er weiß doch nicht, daß wir alle zwei den Peter liebhaben — wir haben doch nie mit ihm davon gesprochen. Aber er weiß, was ein Opfer ist."

„Die Mutter weiß das nicht."

„Nein, das weiß nur der Vater."

Juli blickte jetzt fester und klarer. „Nun kommen wir also zu unserm Opfer. Was wär' sonst ein Mädel fürs Vaterland? Mehr Krüppel, als der Peter."

Die Schwester nickte. Sie verstand jedes Wort.

Da fuhr Juli lebhafter fort: „Gott will, daß alles gerecht geschieht auf der Welt, wenn auch alles zum Unrecht verdammt scheint. Was nicht geschehen soll, das darf nicht geschehen. Darum hat uns Gott den Peter gegeben. Der Peter weiß es nicht, und darum wird er's einfach hinnehmen, wenn er heimkommt, wie sein gutes Recht, wie etwas, was auf ihn gewartet hat."

Katis Gesicht überzog sich langsam mit flammender Röte. Ihr Mund zuckte. Dann wagte sie einen Einspruch: „Alles, wie du's sagst, Juli. Aber wir sind doch zwei?"

Auch die Schwester wurde rot, doch das Licht blieb in ihren Augen, und sie antwortete fest: „Darum sprech' ich ja jetzt mit dir. Pflegen können wir ihn beide — da werden wir uns nie im Weg sein. Aber wir sind jung, und was uns antreibt, das ist nicht nur Mitleid. Der Peter wird wählen. Das kann ihn und uns zugrund' richten. Denn der böse Feind lauert. Verstehst du mich?"

Kati warf sich in das Sofa zurück. Sie barg das Gesicht in den Händen. „Wir müssen also doch von unserm Opfer lassen."

„Das ist nicht möglich."

„Was soll aber werden?"

Juli beugte sich über sie. „Begreifst du denn nicht, was der Peter braucht? Als Mann? Jetzt, nach dem Krieg, nach all' den Leiden, die er ausgestanden hat? Sag', Kati! Aber du weißt's ja von all' den andern im Dorf, von den Urlaubern und den Verwundeten."

„Ich weiß es von Mensch und Vieh. Es ist überall das gleiche."

„Wie bitter du das sagst. Aber es wird nicht anders, Kati: eine von uns muß dem Peter gehören."

Kati fuhr auf. „Jetzt noch?" Da glitt ein leises Lächeln der Enttäuschung über Julis Züge. Aber sie zwang es nieder. Sie verstand das Grauen der Schwester. Sanft nahm sie ihre Hand. „Ich weiß, was du meinst. Bleib' dabei, denn so ist's ehrlich. Aber auch ich bin ehrlich, und da sag' ich dir, Kati: Ich will dem Peter gehören, wenn

er mich mag. Der Herr Pfarrer soll uns vor Gott zusammentun."

Kati lehnte sich mit großen, suchenden Augen zurück: „Hast du ihn denn so lieb? Oder willst du dich nur opfern?"

„Beides ist doch gleich. Aber ich will dir die Wahl lassen. In mir ist wirklich kein Verlangen, sondern nur Bereitschaft. Ich will Peters Kreuz tragen. Doch wenn du mir sagst: laß ihn mir — geh' du fort, laß dich erst gar nicht blicken, daß er nicht nach dir verlangt — so geh' ich. Eine von uns soll für ihn da sein — darum handelt es sich."

Kati schwieg lange. Schließlich schüttelte sie den Kopf. „Nein — ich kann's nicht."

„Prüf' dich genau."

„Laß mir Zeit, daß ich mich besinn'. Dann sag' ich dir's." —

Am nächsten Morgen bat Kati die Schwester, ihr zu folgen. Sie gingen, von Schnee umwirbelt, zur Dorfkirche hinauf. Kati öffnete die Pforte des Friedhofs. Dann nahm sie Julis Arm und schritt mit ihr zwischen den verschneiten Gräbern. „Die

Toten sollen's hören", flüsterte sie. Sie war etwas größer und älter geworden über Nacht. Fremdheit und Vollendung lag über ihrer leise welkenden Jugend. „Ich gehe zu den Ursulinerinnen. Die Frau Äbtissin wird mich aufnehmen. Ich bin eine Tochter vom Georg Mooseder, außerdem bring' ich dem Kloster mein Heiratsgut. Junge Kräfte brauchen sie jetzt drüben — sie müssen auch Pflegerinnen schicken ins Feld. Vielleicht taug' ich besser dazu, als zur Heimatpflege . . ."

„Da gibt es aber keine Rückkehr, Kati. Wenn du erst geweiht bist . . ."

„Meinst du, daß ich an Rückkehr denke? Nein, das Schlimmste ist der Weg, der sein Ende hat in der unendlichen Hölle. Die Nonnen haben ein Himmelsziel. Ich will das gleiche, was du willst — nur auf eine andere Art."

„Du hast recht, Kati. Komm' jetzt. Wir wollen beten."

Ganz allein knieten sie in der kleinen, schmucklosen Dorfkirche. Nichts regte sich

um sie her. Dennoch dröhnte es wie Orgelklang aus Domhöhe. —

Als es März würde, kam der Invalide. Die Mutter holte ihn in Grafenreuth ab. Sie brachte einen Ackerwagen mit den starken Gäulen mit, die Peter von glücklicher Friedensarbeit kannte. Den weiten Weg nach Possenried konnte der Krückengänger nicht gehen. Das rechte Bein fehlte ihm bis unter der Hüfte — da konnte er unmöglich ein künstliches Glied tragen. Mit verlegenem Lächeln auf dem bleichen, hübschen Gesicht saß Peter auf dem Wagen und blickte die Mutter an, die ewig junge, die zu ihm hinaufkletterte und die Zügel nahm. Unten standen teilnehmende Zuschauer. Sie wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Das richtige lehrte sie schließlich ihr patriotischer Instinkt — sie blickten auf die Orden an Peters Brust, auf das Eiserne Kreuz und die Tapferkeitsmedaille. „Gut, daß er die Uniform trägt", flüsterte Frau Apotheker Selzle gerührt ihrer Nachbarin zu. Diese nickte mit feuchten Augen. Dann geschah das Erlösende. Als Zenta Aigner mit der

Peitsche knallte, um ihren geborgenen Sohn in die Heimat zu fahren, rief ein Schulbube, höchstens dreizehn Jahre alt, mit heller Stimme: „Peter Aigner — er lebe hoch!“ Das wurde freudig aufgenommen. Über die ganze Bahnhofstraße hin schallten die vielstimmigen Rufe. Man hatte wieder einen Helden. —

Sein Vaterhaus sah Peter Aigner durch die Base Juli vom Moosederhof beherrscht. Er wunderte sich nicht darüber. Erstens half die Gute seiner Mutter — dann aber auch nahm er alles, was geschah, in kindlicher Demut hin. Er wußte selbst am besten, daß er nicht mehr der Peter von einst war. Er trug sein Elend als Sieger über verzweifelten Jugendtrotz. Er war so fertig mit der Welt, daß ihn ihre geringste Gabe erfreute. Die hilfreiche Tatkraft des schönen Mädchens bezog er nicht auf sich. Weshalb auch? Er dankte ihr aus ehrfürchtigem Herzen. Er hielt sie für den Sendboten des guten Oheims Georg, der für ihn von jeher ein Mensch höherer Art gewesen. Wie er sich immer seiner vereinsamten Schwester

angenommen, so schickte er ihr auch jetzt die beste Hilfe in der barmherzigen Tochter.

Doch entdeckte der arme Peter trotz seiner Halbheit auch allmählich, daß er noch den ganzen Blick für weibliche Anmut hatte. Solch irdischer Engel war doch nicht in dem französischen Lazarett gewesen. Es lag noch etwas Verborgenes, Größeres in Julis Barmherzigkeit. Wunderbar traumhaft umfing ihn die erste Heimatzeit — er fühlte sich über jedes Maß belohnt. Da ihn aber eine tiefe Beschämung, die zugleich das Flackern vergangener Kraft war, nicht verließ, grübelte er darüber, wie er Juli ein Zeichen seiner Dankbarkeit geben könne. Endlich fand er es, zwiefach beglückt.

Er war schon immer ein begabter Holzschnitzer gewesen. Nun richtete er sich voll Eifer eine Werkstatt ein. Was ihm in gesunden Jahren spielerische Unterhaltung gewesen, mußte ihm jetzt Beruf werden. Er betäubte sein Verlangen nach Bauernarbeit durch den primitiven Hang zur Kunst. Seine erste Arbeit war Juli Mooseders Kopf. Er schnitzte ihre Züge in helles

Ahornholz, und ſie fühlte, daß er damit mehr gab, als Dank. Dann wagte er ſich an den Gekreuzigten. Sein zweites Werk geſellte ſich zu dem erſten, den Inhalt eines ſchweren, jungen Lebens umfaſſend.

So konnte er es aber nur bis zum Frühling treiben. Dann ſang und lockte es durchs Fenſter in den dumpfen Arbeitsraum. Dann zeigte die Sonne immer unbarmherziger, was leben durfte auf dieſer Welt. Verließ der Peter ſie nicht beſſer? Von Pein überwältigt, atmete der bleiche Herrgottsſchnitzer den ungeſtümen Duft ein. Sein Chriſtus entfiel wie ein wertloſes Holzſtück den ſchwachen Händen. Er ſank in den Lehnſtuhl zurück und ſtarrte ins goldige Blau. Warum war er auf dem Schlachtfeld damals nicht verblutet? . . .

Jetzt hatte Kati die Antwort der Urſulinerinnen erhalten. Die Äbtiſſin nahm ſie an. Morgen ſchon konnte ſie hinübergehen, aus jeder Verſuchung fort.

„Du ſollteſt auch zum Ziel kommen, Juli“, ſagte ſie eifrig zu ihrer Schweſter.

„Er hat dein Bild immer vor sich — da wird ihm die Wirklichkeit selbstverständlich sein."

Juli war in den letzten Wochen ganz durchsichtig geworden. Sie verbrannte in Hingabe und Sehnsucht. Ihre Anmut hatte etwas Überirdisches, während die Schwester als Gottesbraut ein wenig irdischer geworden war. „Es ist noch nicht so weit", erwiderte sie, den Blick senkend. „Er wagt sich nicht zu dem Wunsch. Mein Bild ist bei ihm, nur mein Bild."

„Das glaub' ich nicht. Es ist doch Frühling."

„Er leidet mehr, als je."

„Darum eil' dich, Juli. Beug' dich zu ihm nieder und gib ihm einen Kuß. Er wagt sich nicht zu dem Wunsch, aber er wird an ein Wunder glauben. Beug' dich zu ihm nieder und gib ihm einen Kuß. Er verschmachtet."

Juli gab der jungen Nonne die Hand. Dann trat sie, ihre Erregung meisternd, bei Peter ein. Ja, er verschmachtete. Zurückgelehnt, einem Sterbenden ähnlich, saß er im Lehnstuhl. „Ich blute wieder", flüsterte er.

Sie näherte sich ihm. „Der Verband ist doch fest. Das sind die letzten Ausscheidungen, hat der Herr Doktor gesagt."

„Ich blute anders, Juli! Warum ist's denn Frühling geworden? Das kann ich net! Alles hab' ich gekonnt, aber das! . . . Schau, ich denk' jetzt an meine Kameraden! Ja, es gibt doch nur den Tod da draußen! Net so verderben und verschmachten als ein halber Mensch daheim! Warum werd' ich darum betrogen? Bei mir soll's langsam gehen! Jetzt kommt der Frühling, und sie schlachten mich, Stück für Stück, bei lebendigem Leib! Ach Gott! Wohin! Wohin soll man sich schleppen?!"

Sie stand erschüttert bei ihm. Dann geschah, was Kati ihr geraten hatte. Sie wußte es selbst kaum. Sie beugte sich zu ihm nieder und küßte ihn. Sie küßte seine bleiche, mit Angstschweiß bedeckte Stirn. Er erschrak im Urgrunde seines Wesens. Er glaubte an einen Himmelstraum, aber der Schleier öffnete sich, und sein Mannestum jauchzte in verzweifelter Seligkeit. Er umschlang den Engel. Er fragte mit scheuem

Blick, ob sie ihm gewähre, was er nie erbeten habe. Juli küßte ihre stumme Antwort auf seinen Mund. Da lachte er wie ein mit Geschenken überhäuftes Kind. Dann weinte er bitterlich. —

Gegen Abend konnte er sprechen. Seinen Christus in der Linken pressend und mit dem rechten Arm Juli umschlingend, sagte er: „Mein Mädel! . . . Was machst du denn? Soll das dein ganzes Glück sein? . . . Du könntest den stattlichsten Mann haben!"

„Den hab' ich ja!" Ein seliges Lachen kam aus ihrer Kehle. Dann wieder tiefer Ernst: „Ich will, du sollst einen Lohn und einen Trost haben. Ich will, daß du's weißt, ein Weibsbild versteht euch Männer, wir haben auch ein Vaterland. Was bin ich denn ohne dich? Und du sollst nichts mehr ohne mich sein."

„Und deine Schwester geht ins Kloster?" fragte er nach einem Schweigen. „Jetzt begreif' ich euch. Ihr zwei seid unzertrennlich. Wenn du bei mir bist, kann die Kati nur bei

Gott sein. Ja, ihr seid tapfer. Vielleicht werd' ich die Angst doch noch los . . ."

„Was für Angst?"

„Das ich mich versündige an dir! Ein Mann von Ehr' muß doch die Angst haben! Aber es is ja anders! Es is ja viel schöner! Du bist auch — ach, laß mich's sagen, nur ein einzig Mal, denn du verstehst's — du bist auch meine Himmelsbraut!" —

Am nächsten Morgen suchten die Schwestern ihren Bruder Kaspar auf. Als dieser eben unruhig grübelnd über den Hof ging, gesellten sie sich zu ihm. Sie überraschten ihn tief. Wie waren die stillen Mädchen verändert! Welche gesunde Tatkraft rang in ihnen! Sie lebten jetzt, sie waren keine Schatten mehr. Nun vertrauten sie ihm alles. Bald wußte er ihr ganzes Lebensmärchen. Er galt ihnen als Beichtvater, auch ohne Priesterweihe. Dafür zeigte er sich dankbar. Glühend gab er ihnen recht. Er wollte jeden Widerstand gegen ihre Entschlüsse bekämpfen.

Aber es geschah, was Juli und Kati schon erwartet hatten — der Widerstand kam nur

von einer Seite her. Nicht der Vater stellte sich gegen ihren Willen. Als Kaspar mit den Schwestern zu ihm kam, begriff er auch das Seltsamste, das der Krieg über sein Haus gebracht hatte. Hingabe und Opfer war alles. Es erschien ihm nur gerecht, daß Juli das Weib eines Invaliden wurde, und Kati den Schleier nahm. Seine geheimste Empfindung freilich verbarg er. Als seine Kinder ihn tiefbefriedigt verlassen hatten, stand er noch lange am Fenster und starrte in das goldene Licht hinaus. ‚Menschenwege!‘ tönte es in ihm. ‚Am Glück vorbei zum Glück!‘ Georg Mooseder fühlte einen schmerzlichen Stolz auf seine Töchter, die er heute verlor und gewann. Aber er war auch müde. Er hatte die Hoffnung der Jugend anders gesehen. Seine Augen schließend, begriff er, welche Last diese Zeit trug. —

Der Vater hatte nicht widersprochen — die Mutter widersprach. Es gab einen kurzen, häßlichen Kampf. Die Mädchen flüchteten sich, weil sie ihr Bestes nicht besudelt sehen wollten. Verzweifelt stand

Kaspar vor dem eitlen Unverständnis. Er schämte sich der Frau, die ihn geboren hatte — das ertrug er nicht. Da traf er, als er erregt durch die Dorfstraße lief, den alten Doktor Etschtaler, den Pfarrer von Grafenreuth. Der wollte eben seinen Amtsbruder in Possenried besuchen. Als er des jungen Mooseder ansichtig wurde, hielt er ihn fest. Kaspar sah ein Gotteszeichen und vertraute sich ihm an. Da er ihm so zweifellos dargestellt wurde, begriff Doktor Etschtaler den merkwürdigen Vorgang im Hause Mooseder. Er konnte als Seelsorger die Entschlüsse der Schwestern nur billigen. Den Amtsbruder in Possenried besuchte er nun zu einem höheren Zweck. Man einigte sich und schickte sofort zu Frau Gertrud Mooseder. Sie möge sich auf kurze Zeit ins Pfarrhaus bemühen. Trudl kam, denn solcher Ruf war ein Magnet für sie. Ihre Eitelkeit erwartete nur Ehrung, nicht Forderung oder Vorwurf. Beides aber stürmte auf sie ein. Die Geistlichen saßen wie unerbittliche Richter vor ihr. So handle keine christliche Mutter. Noch dazu in dieser Zeit

der schwersten Prüfungen. Ob sie denn nicht begreife, daß es sich um ein Geschenk an die Kirche handle, an den Glauben ringsum, der im Volke gerade genug wanke? Ihr Heim solle begnadet werden, dem Glauben eine neue Stütze geben.

Trudl saß ganz verdonnert vor den eifernden Männern. Das hatte sie nicht erwartet. So etwas steckte also hinter den verrückten Mädels? Doch wenn sie es auch nicht verstehen mochte — es lag ihr nicht. Darum wehrte sie sich mit Händen und Füßen. Noch einmal wagte sich ihr Einspruch vor die geistlichen Herren: „Aber Herr Pfarrer! Aber Hochwürden! Ich bin doch die Mutter! Denken's doch nur! Zwei Töchter hat man auf der Welt! Zwei saubere Mädels, haben was gelernt, und ein Geld haben's auch! Nun soll man's hergeben, alle zwei? Und um was denn? Die eine will ins Kloster, und die andere hat sich in den Krippi vergafft! Da versteh' ich die Welt nimmer! Da hat doch das Leben gar keinen Sinn nimmer!"

Doktor Etschtaler faltete die Hände über dem Leib und sah seinen Amtsbruder mit ernstem Blick an.

„Ihr Leben hat keinen Sinn, liebe Frau, solange Sie das nicht begreifen!" Mit dieser Erwiderung donnerte er sie nieder.

„Aber ich will doch nur ein bißl Glück für meine Kinder!"

„Glück? Glück? In Ihrem Sinn! Kein Christenglück! Gehen Sie heim, beten Sie, kasteien Sie sich! Sie sind fürwahr eine sündige Mutter! Gebe Gott Ihnen Erleuchtung, wie er sie Ihren Kindern gegeben hat! Dann werden Sie einst segnen, was sie jetzt verdammen!"

Trudl verließ das Pfarrhaus. Im Innersten verwirrt, von Scham und Zorn gepeinigt, ging sie heim. Nein, sie würde es nimmermehr verstehen, nimmermehr für möglich halten. Eine Nonne und die Frau eines Krüppels! Von Feinden war sie umgeben — das war's! Ihr ganzes Leben hatte ein böser Geist verdorben! Wäre sie doch

dem Mooseder nie in seine verdammte Mühle gefolgt! Voll Haß sah Trudl auf das Fenster von Georgs Stube, ohne zu wissen, daß ihr Mann dahinter stand und sie heimkommen sah als fassungslose, gealterte Frau.



XIX.

Fast beschlich ihn Mitleid, denn er wußte nicht, was ihr begegnet war. Zum erstenmal fragte sich Georg: war diese Frau für etwas anderes bestimmt? Habe ich sie gebrochen? Aber sie trachtet fort von mir. Jede Bewegung, jedes Wort von ihr meint das eine: Laß mich frei!

Er hatte Tag und Nacht gerechnet. Die erste Bilanz seines Bauerntums war gezogen. Niederdrückend war das Resultat. Er wollte es Trudl nicht mehr verheimlichen, im Gegenteil, er wollte es ihr entgegenhalten als Anklage, denn bei ihr sah er die wesentlichste Schuld. Aber ein Hoffnungsschimmer war auch noch in ihm, sie zu bekehren, sie doch noch zur Gefährtin seiner Arbeit zu machen. Die tüchtige Wirtstochter aus Pappenheim wollte er bei ihrer Ehre packen.

Trudl trat ein. Sie ging zum Tisch, setzte sich nieder und stützte in gramvoller Wut den Kopf in die Hände. Er wartete eine Weile — dann sprach er sie an: „Trudl — ich muß mit dir reden. So geht's net weiter, Trudl."

Sie fuhr auf: „Merkst das jetzt erst?!"

„Du weißt, ich bin kein Windhund. Ich halt' mich an das, was ich durchsetzen will. Aber wohin ich auch schau' — überall steht's schlecht."

„Was meinst du? Was willst du von mir? Ich versteh' dich net!"

„Du wirst mich gleich verstehen. Du weißt ja längst, was ich dir sagen will. Ich hab' heut die ganze Nacht und bis jetzt hab' ich gerechnet, Trudl. Alle Ausgaben und alle Einnahmen von unserm Hof. Da schau' her, da steht's im Buch."

„Ich dank' schön! Bin net neugierig! Für die Einnahmen wirst wohl ein Extrabuch brauchen?"

„Du hast leider recht mit deinem Hohn. Es sind keine Einnahmen da. Und die Ausgaben wachsen von Tag zu Tag. Ich hab'

mich überkauft, Trudl. Ich hab' mich elend verspekuliert."

Sie sah ihn mit bösem Lächeln an. „Was lamentierst denn so? Du bist doch ein reicher Mann? Du hast doch für die Mühl' ein Vermögen gekriegt? Und was du auf Kriegsanleih' gegeben hast — du wirst doch net dein ganzes Geld loswerden?"

„Wenn's so weitergeht, doch. Aber vom Geld red' ich net. Es is nur eine Sünd' und eine Schand', Trudl. Es könnt' ganz anders sein. Aus unserm Boden hier könnt' ich das Zehnfache herausholen. Aber es is mir verschlossen. Erst haben mich die Possenrieder und die Juden in Grafenreuth mit dem Vieh betrogen —"

„Ja, die haben halt den Richtigen erwischt!"

„Dann die Musterwirtschaft, die ich eingerichtet hab', die kostet soviel, daß sie mir nie was tragen wird. Auf den Feldern draußen geht's net vorwärts, ich krieg' keine Arbeitskräfte. Es hapert an allen Ecken und Enden."

„Warum sagst du mir das alles? Kann ich was dafür?“

„Doch, Trudl. Ich geb's ja zu, daß der Mann — daß ich schuld dran hab'. Aber du — du kannst auch dafür.“

„Ich?“ Sie sprang auf.

„Hör' mich an . . . Wenn ich Fehler auf Fehler mach', wenn ich mich betrügen lass' von jedem Gauner und Roßtäuscher — wenn ich jeden Tag Hunderte hinschmeiß' — an meiner Faulheit liegt es net. Ich bin net faul, Trudl, das weißt du. Ich plag' mich wie ein Knecht — ich greif an allen Enden zu. Und ich könnt's auch, Trudl — ich könnt' noch ein rechter Bauer werden, wenn — —“

„Wenn i ch net wär'!?“

„Ja, Du! Und alles, was mit dir zusammenhängt!“

Trudl schlug mit der Faust auf den Tisch. „Das is das höchste!“

„Hör' mich jetzt an und bleib' ruhig. Schon lang is irgend etwas lahm in mir. Ich hab' meinen Kopf net beisammen. Ich bin net recht wach. Ich steh' ja ganz allein.

Darum hab' ich die Mühl' verkauft. Ich hatte keinen Erben — darum gab ich sie denen, die ja doch alles haben. Gewiß, es war meine Vaterlandspflicht — sie haben die Mühl' gebraucht. Aber ich zerreiß' mich, ich zerwühl' mich jetzt, bis ich die Wahrheit find'. Ich will mir nichts vormachen, Trudl. Ich hätt' die Mühl' doch net hergegeben — wenn ich net allein gewesen wär'. Das war der Niedergang — so heißt man's. Erst der Jakob — ich konnt's net loswerden, daß ich alles bekam, und daß mein Bruder wie ein Bettler hinausging. Dann d u — du warst nie gern in der Mühl' — für dich war's wie ein Kuhhandel, als ich sie verkauft hab'."

„Da kannst schon recht haben!"

„Und unsere Kinder . . . Der Kaspar is immer wo anders — der will net, was jeder Mooseder bisher gewollt hat. Und der Zacherl — der is bloß ein Fresser, der kümmert mich net, da könnt' ich mir grad' so gut einen Taglöhner halten. Und die Mädeln — Kati is ins Kloster gegangen, und Juli pflegt ihren Peter. Ich sag' nix

dagegen, ich versteh's sogar — aber ich bin arm geworden, ganz arm, und net durch den Krieg."

„Spinnet bist geworden! Du red'st ja wie einer aus'm Narrenhaus daher! Du schpekulierst dir was zusammen und machst dein Weib schlecht und deine Kinder!"

Georg stützte die schweren, blutgefüllten Hände auf den Tisch. Sein sonst so heller Blick ruhte düster und visionär auf Trudl. „Du verstehst mich net. Das hab' ich auch net erwartet. Aber du bist doch mein Weib — du mußt doch zu deinem Mann halten. Darum sag' ich dir's jetzt, bevor's zu spät is, Trudl: Hilf mir! Besinn' dich! Laß uns zusammenhalten, laß uns zusammenarbeiten, damit wir noch was Ehrlich's und Freies bekommen — das erben ja doch unsere Kinder."

Trudl ging, die Rechte in die Hüfte gestützt und mit der Linken fieberhaft das Kinn umspielend, in der Stube umher: „Hier bleiben soll ich? Bis an mein Lebensend' bei dir versauern und Schweine füttern? Nein, mein Lieber! Da wir nun endlich einmal

davon reden, so will ich dir's auch sagen: Ich bleib' nimmer!"

„Trudl!"

„Das hatt' ich schon lang' vor! Ich halt's hier nimmer aus! Erst die Mühl' und dann der elende Bauernkram — das is wider die Abred'! Dazu bin ich net aus München gekommen! Nein, Schorschl! Ich will jetzt nach München zurück!"

„Du willst —"

„Ich will noch was haben von meinem Leben! Ich bin doch noch kein altes Weib! Und ich rat' dir gut: Geh' mit!"

„Nach München?"

„Das ist das einzigste, was du tun kannst! Das hat noch jeder Bauer getan, der daheim kaputt gegangen is! Verkauf' deinen Hof, schlag' ihn los, wie's geht, und mach' in München einen Privatjeh! Da hast noch was von deine letzten Jahr'! Auch im Krieg!"

Georg reckte sich und ging mit langen Schritten zum Fenster hinüber. Dort blieb er stehen und sah auf die sonnigen Felder hinaus: „Nein! Ich bleib', wo ich geboren

bin! Und wenn ich hier zugrund' geh' — einen Stadtfrack mach' ich nimmer! Aber du — du kannst von wegen meiner —"

Mit wildem Trotz blitzte sie ihn an. Zum erstenmal klang Haß aus ihrer Stimme: „Wegen deiner? Na! Wegen meiner! So is'! Darum geh' ich! Ich nehm' dich beim Wort, du! Ach, hätt' ich das doch längst getan! Meine besten Jahre hab' ich bei dir vertrauert! Aber jetzt sind wir soweit! Gott sei Dank!"

„Gott sei Dank! Du gehörst net zu mir! Ich kenn' dich net! Ich hab' zwanzig Jahr' lang ein fremdes Weib im Haus gehabt!"

„Willst du dich scheiden lassen? Das gibt's net, mein Lieber! Wir sind gut katholisch! Aber gib mir 8000 Mark im Jahr! Nein, zehn will ich haben, zehn! Dann siehst mich nimmer!"

„Gut, ich bezahl' dich! Jetzt reden wir deutsch miteinander!"

Sie lachten sich wild an. — Trotz und Verzweiflung empörte beide. Zum erstenmal ließen sie sich hinreißen. Dann aber war es wirklich aus. Trudl ging in ihre

Stube und knallte die Tür hinter sich zu. Georg überlegte fiebernd einen Augenblick — dann begab er sich nach Grafenreuth. Diesmal suchte er nicht seine Schwester auf — die einzigen Menschen, denen er sich jetzt mitteilen konnte, waren Jakobs frei getrautes Weib und sein Kind: Anna und Toni Lechmaier. — —

Kaspar sah den Vater fortgehen. Er spürte, daß da ein tiefbewegter, vielleicht verzweifelnder Mann die Straße nach Grafenreuth schritt. Das traf ihn jetzt doppelt. Er konnte nicht mehr mit seiner Gottsuche allein sei. Das Erlebnis mit den Schwestern hatte eine tiefe Umwälzung in ihm hervorgerufen. Er fühlte durch die Taten der stillen Mädchenseelen plötzlich, daß er nicht nach der Forderung der Zeit lebte. Juli und Kati, die zarten Träumerinnen, hatten es ihm, dem werdenden Manne, gezeigt. Das beschämte ihn, aber es riß ihn auch zum Gegensatz seiner selbst empor.

Er hatte Priester werden wollen. Dafür unterzog er sich den bittersüßen Mühen des

heimlichen Studiums. Er hatte Aussicht, auch jetzt, in der Kriegszeit, das Seminar zu absolvieren. Sein schwaches Augenlicht machte ihn für den Heeresdienst unbrauchbar. Aber im Eifer des zukünftigen Berufes, geistig eingesponnen, hatte er die Stimme der Wirklichkeit überhört. Das Nahe und Nächste war ihm fern gerückt. Hatte er ein Recht, sich der Forderung, die jeden packte, zu entziehen? Sogar Juli und Kati hatten es nicht gekonnt. Die Klosterschwester diente der Verwundetenpflege — das Weib des Invaliden hatte ihre große Frauenpflicht.

Nur er war der Abseitige, der Bücherwurm. Und sein Vater lebte neben ihm, sein Vater, den er über alles liebte. Auf der Suche nach Gott glaubte Kaspar zu sein. Hatte er schon jemals einen Menschen gefunden?

Doch! Toni Agathon! Ihr Bild stand plötzlich wieder vor ihm. Ja, Toni war ihm gut, sie verstand sein Innerstes. Ihr konnte er beichten. Kaspar fühlte die Schicksalsstunde schlagen. Das Verbot von Tonis

Mutter, die Leidende zu besuchen, vergaß er. Plötzlich war auch er auf dem Wege nach Grafenreuth.

Vor wenigen Minuten hatte Kaspars Vater die Frauen verlassen. Nun fand der Sohn sie noch in der Laube, in der sie mit Georg gesprochen hatten. Kaspar wußte nicht, daß sein Vater hier gewesen war — sie sagten es ihm auch nicht.

Anna lächelte vorwurfsvoll: „Aber Kaspar — das is doch der verbotene Weg? Die Toni soll doch ihre Ruh' haben?"

Toni richtete sich ein wenig von ihrem Liegestuhl auf. Sie war bleich und fraulich geworden. Ihr schwerer, blonder Rundzopf schimmerte in der Sonne. „Laß ihn doch, Mutter. Ich freu' mich, daß er kommt. Setz' dich her zu mir, Kaspar — wir wollen wieder eins plaudern. Schad', daß wir nicht mehr hinausgehen können über s Land."

Sie sah ihm an, daß er etwas Schweres auf dem Herzen trug. Die Mutter verstand ihren bittenden Blick. Sie erhob sich und ließ die beiden allein. —

Kaspar fühlte sich von Tonis Hand berührt. Ihre süße, jungmütterliche Reife durchströmte ihn. Da stiegen Tränen in seine Augen. Knabenhafte Angst überwältigte ihn, und er wollte doch Mann sein.

„Was hast du, Kaspar?"

Jetzt kam es stockend aus ihm heraus. Vor ihrem reinen, verstehenden Blick konnte er alles sagen. Toni hörte ihn aufmerksam an. Dann sagte sie: „Es ist sonderbar. Ich hab' schon oft daran gedacht, Kaspar. Ich hatt' es fast erwartet, was du mir heut' gesagt hast."

„Daß ich abtrünnig werde?"

„So darfst du's nicht nennen, und niemand hat ein Recht dazu. Du hast doch noch kein Gelübde abgelegt. Daß du dich so jung gibst, wie du bist, das hab' ich gern an dir. Das ist auch sicher das Richtige. Nein, du kannst noch zurück, du mußt sogar noch zurück, denn du darfst dich doch nicht selbst betrügen. Ich bin die Frau eines Soldaten, Kaspar. Ich muß mich bescheiden um all' der großen Dinge wegen, für die ein Mann jetzt kämpft. Da versteh' ich so gut, daß dich

das Leben plötzlich angerührt hat. Jetzt ist das Leben so — man muß Gott darin finden, nicht nur Menschenwege. Die Soldaten draußen, die echten Soldaten, die sind alle Priester des Vaterlandes."

„Ich kann's ja nicht werden! Das auch nicht! Meine Augen! Ich bin ein Krüppel!"

Toni griff wieder nach seiner Hand. „Versündige dich nicht. Das bist du nicht, Kaspar. Du bist ein grader, gesunder Mensch. Auf die Seele kommt es an. Und mit deiner Seele kannst du der Heimat viel nützen. Du hast doch eine große Aufgabe. Siehst du denn das nicht?"

Er stützte den Kopf in die Hände. „Ich bin so blind, Toni."

„Warst du nicht einmal der Erbe der Moosebdermühle?"

Kaspar fuhr auf. „Das war ich!"

„Und was bist du jetzt? Was müßtest du sein? Der Erbe deines Vaters, nicht wahr? Aber daran gehst du immer vorbei. Soll ich dir jetzt erzählen, was ich vorhin so seltsam fand? Dein Vater war fünf Minuten fort, als du kamst. Er ging den Weg an der

Bahn entlang, er meidet ja immer die Grafenreuther Straßen. Aber wir haben eine merkwürdige Stunde mit ihm erlebt, Mutter und ich. Er hat uns alles gesagt. Jetzt will und darf ich es dir wiedersagen."

Toni erzählte. Im Innersten getroffen, hörte Kaspar zu. Das also litt der Vater? Nach einem Gefährten, nach einem Helfer und Erben sehnte er sich? Zukunft baute sich ihm einzig und allein in dem Sohn auf?

Auch von der Mutter erzählte ihm Toni. Diese Nachricht, die ihn zuerst erschütterte, befreite ihn auch. So mußte es werden — es konnte nicht anders sein. Vater und Mutter trennten sich. Der Vater blieb seiner Scholle treu, die Mutter hastete in der Großstadt nach allem, was ihr Genuß bot. Aber der Vater durfte nicht allein bleiben.

„Nein, der Vater darf nicht allein bleiben!"

Kaspar wiederholte diesen Gedanken laut. Er erhob sich. Toni sah ihn in frohem Staunen an.

„Haben wir uns schon verstanden? Siehst du jetzt deinen Weg?"

„Ja, Toni! Ich dank' dir! Nun geh' ich! Nun nütz' ich der Heimat!" —

Er eilte nach Possenried. Plötzlich, auf einem schwarzen Acker vor dem Dorfe, sah er mit langsamem, schwerem Schritt seinen Vater gehen. Kaspar schlug das Herz bis zum Halse, aber er überwand sich. Schnell entschlossen holte er den Vater ein.

Es traf Georg wie eine wunderbare, heilige Begegnung. In dieser Dämmerstunde gingen die Gestalten der Bibel um. Aus dem Urgrunde menschlicher Bestimmung fanden sich Vater und Sohn. Vom Abendrot umflammt, schritten die hohen Gestalten nebeneinander. Dann sprach Kaspar. Dann sagte er dem Vater alles, was er empfand.

Er fühlte, daß er ihn ergriff, daß er ein verzagendes Herz überrumpelte. Der graugewordene und gebückte Mann antwortete ihn nicht — nach einem langen Schweigen erst packte er plötzlich Kaspars Hand:

„Du willst bei mir bleiben? Du gibst den geistlichen Herrn auf? Wegen meiner? Warum denn? Wie verdien' ich's? Um die

Mutter hätt' ich's ja verdient — aber du — an dir bin ich vorbeigelaufen. Du bist mein Ältester und Erbe. Hat unser Herrgott zwischen uns gestanden? Is ja net wahr, Kaspar! Jetzt glaub' ich, daß wir zwei den gleichen Herrgott haben!"

„Davon bin ich überzeugt, Vater. Laß die Mutter gehen, wohin sie will — laß den Zacherl gehen — nimm mich. Ich ersetze dir alle. Ich sag' dir's, Vater — ich bin nicht so schwach, wie du meinst. Mein Wille ist stark. Lehr' mich, was du gekonnt hast, und ich mach dir's nach. Dann bin ich die Jugend für dein Alter. Und dein Hof soll so groß werden wie die Mühle war. Und von dem Hof da gehen die Mooseders nimmer fort. Ob's Krieg ist oder Friede."

Sie blieben vor der Stätte ihrer Zukunft stehen. Vergangenheit und Gegenwart versanken. „Man is doch gesegnet", flüsterte Georg. Dann sah er seinen Sohn mit einem großen, dankbaren Blick an.

Als sie das Haus betraten, kam Zacherl ihnen entgegen. Er blinzelte, die Hände in den Hosentaschen, mit frechem Lächeln.

„Kommt's ihr endlich? Die Mutter is nimmer da."

Georg zitterte, aber er hielt sich. „Is die Mutter wirklich schon fort?"

„Sie hat ihr ganzes Gelump zusammengepackt. Alles hat sie auf den großen Leiterwagen geladen, und dann hat der Sepp sie nach Grafenreuth fahren müssen, zur Bahn. Jetzt reist sie schon nach München. Ich hab' mir den Bauch gehalten, Vater."

Georg sah den Zacherl von oben bis unten an. „Braucht dir net gar so lustig zumut' zu sein. Denk' du ein bißl anders von deiner Mutter — die hat auch was ausgehalten auf ihre Weis'. Nun mag sie ihr Glück finden, wo sie will. Wir sind fertig. Aber der Kaspar —"

„Was is mit dem Kaspar?" fragte Zacherl mißtrauisch. „Warum kommst du so feierlich mit ihm daher? Das is ja noch nie geschehen, Vater."

„Das wird jetzt oft geschehen. Wir bleiben zusammen, der Kaspar und ich. Er wird kein geistlicher Herr. Er bleibt bei seinem Vater. Meinen Hof übernimmt er

einmal und wird ihn hochbringen — das weiß ich."

„So? Der studierte Herr? Da wünsch' ich Glück. Aber ich bleib' nimmer, Vater. Wenn der Kaspar da is, is kein Platz mehr für mich. Wie's dem Onkel Jakob in der Mühl' ergangen is, so soll's mir net ergehen!"

„Zacherl!"

„Nix für ungut, Vater. Wir sind nun einmal bei der großen Abrechnung. Die Mutter is fort — zahl' du mich auch aus, gib mir das Meinige, und ich geh' zum Hintermaier in die Brauerei." —

Es geschah, und schneller, als Zacherl erwartet hatte. Nun wurde es still auf dem Moosederhof. Kein Weib regierte mehr — nur zwei rastlos schaffende Männer. Bienenfleiß summte und wurde wohlig laut. Über Nacht schien der Segen von Kaspars Entschluß eingekehrt zu sein. Das Vieh gedieh, die Äcker wurden fruchtbar, der Wille zum Leben hatte seine geheimnisvolle, reiche Saat geworfen. Kaspar verstand es, Arbeitskräfte zu gewinnen, auch in der

Kriegsnot. Er selbst aber wurde ein starker, mannhafter Jüngling — Georg konnte getrost ins Alter einkehren. —

Nach Monaten erst, als der Sommer auf den Feldern glühte und die Obstbäume um das alte Bauernhaus schwer an ihren Früchten trugen, kam Anton Purtscheller auf den Moosederhof. Zum erstenmal. Anfangs hatte er das Bild der versunkenen Mühle nicht verwunden, dann hatte er die böse Frau Trudl gescheut — aber nun lockte ihn eine tiefe, innerlich jauchzende Neugier zu seinem Wohltäter. Er war schon mit der Vergangenheit versöhnt, als er den Moosederhof vor sich sah. Daß da etwas Gutes wurde und warum es wurde, begriff Anton Purtscheller.

Sein alter Freund kam ihm entgegen. Sie hielten sich bei der Hand. Schweigend blickten sie auf die Jugend zurück. Kaspar stand hinter ihnen bei den Ställen und versorgte das schöne, kostbare Vieh.

„So is es doch noch das Richtige geworden", flüsterte Anton Purtscheller mit feuchtem Blick. „Friede mitten im Kriege.

Das is stärker, als alles, was draußen tobt und zersteert. Heimatsieg! Keenig Moos-eder hat doch noch einen Thronfolger gefunden."

Georg schüttelte mit ernstem Lächeln den Kopf. „Nein, Herr Purtscheller. Nix mehr von König — der war ja bloß das neidige Gerede der Leut'. Ich bin immer nur ein Bürger gewesen und hab' als Bürger meine Pflicht getan. Hören Sie die Fabrik drüben? Wie's surrt und hämmert und faucht? Ich bin ihr nächster Nachbar, ich hab' sie möglich gemacht, aber hier fängt doch die andere Welt an. Die Fabrik arbeitet für den Krieg — ich arbeite mit meinem Sohn für den Frieden. Eines net ohne das andere. Wollen wir hoffen, Herr Purtscheller, daß das andere überbleibt."

Der Künstler hielt die Bauernhand. Drüben surrte das große Werk, und das Vieh brüllte in den Ställen. Zwei alternde Männer lauschten auf das Geheimnis der Zeit.

